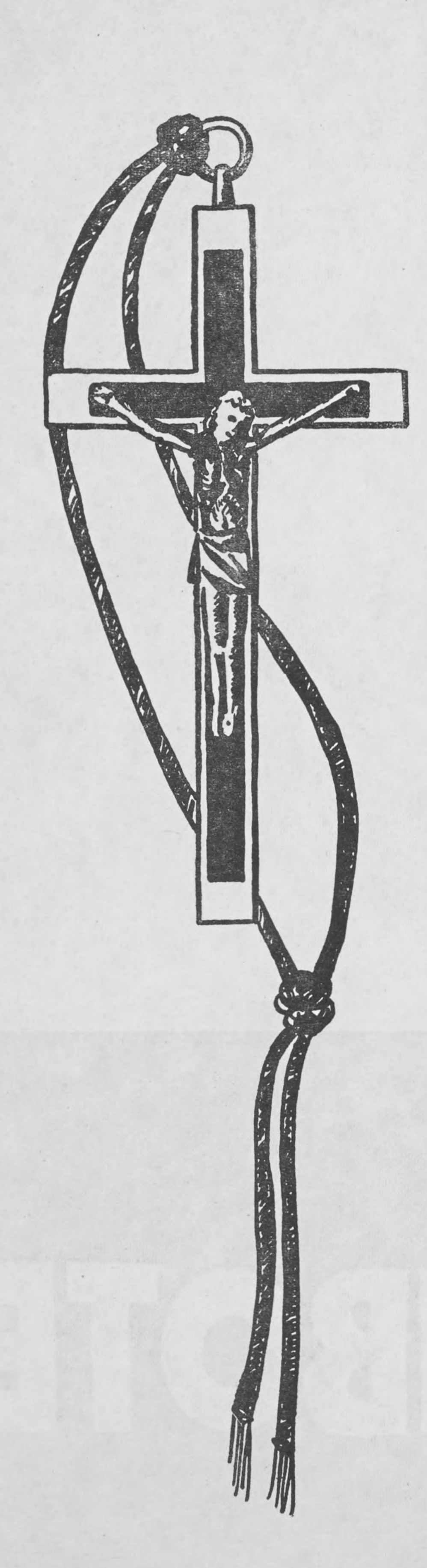
September
1953



DER MARIENBOTE



Ins St. Thomaskolleg

Bald ziehen die Buben wieder ins Studium. So mancher Vater und so manche fromme Mutter gibt ihm allen Segen mit, heimlich hoffend, dass er eines Tages als junger Priester wieder zurück nach Hause komme.

Der grösste Feind aller Priester ist Satan. Und der Priester mächtigste Freund ist Gott.

Das sollten wir uns merken, wenn wir unsere Buben in die Priesterschule senden. Was ist wohl nur los? So fragen sich Eltern und so fragen wir Priester uns. So mancher Bub kommt zu uns in die Schule oder besucht irgend ein anderes Priesterkolleg, mit dem festen Willen, eines Tages Priester zu werden. Und gerade im Priesterkolleg verliert er plötzlich alle Lust und Liebe zum Altardienst. Er schreibt oder er erzählt seinen enttäuschten Eltern, dass er sich entschlossen habe, etwas anderes zu werden. Das Priestertum sei nichts für ihn.

Wie kann so etwas nur vorkommen? Man kann schon verstehen, dass ein Bub seinen Beruf verliert, wenn er in schlechter Kameradschaft ist. Aber in einem Kolleg? Wo doch nur Priester sind und nur gute Buben?

Vergessen wir nicht: In einem Bierhaus hat der Teufel nicht viel zu tun. Dort sündigt man, ohne dass Satan einen erst zu versuchen braucht. In einem Priesterkolleg ist es jedoch anders. Dort arbeitet der Teufel Ueberstunden und mit aller ihm gebotenen Kraft. Junge, unerfahrene Buben hat er vor sich, denen etwas einzureden nicht schwer ist.

Wir, die Aelteren, die Lebenserfahrenen, sollten unseren Buben in den Priesterschulen kräftiger beistehen.

"Betet ohne Unterlass", sagt die heilige Bibel. Betet all' Eure Vater- und Muttergebete für Eure Buben, und segnet sie mit allem Vater- und Muttersegen, der Euch zur Verfügung steht. Lasst die Buben in der Schule um Gotteswillen nicht allein: Betet jeden Tag für sie und lasst auch hl. Messen für sie lesen. Opfert auf für sie Krankheit, Sorgen und alle Unannehmlichkeiten, die Euch das Leben bringt.

Denkt nicht nur an Eure Buben: Denkt auch täglich an Gott und betet für Euer Kind.

Wir beten viel viel zu wenig. Das ist die Ursache, warum so viele unserer Jungen plötzlich die Lust und Freude am Priestertum verlieren.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang | September 1953, Battleford, Sask. | No.11

Dies und Das

Gott gibt Brot! Nun schneiden wir, was Gott in Seiner Güte wachsen liess. Golden und schwer hängen die Aehren vom müden Halm, und geheimnisvoll still liegt der weite Himmel über den lebentrotzenden Feldern. Dem Menschen fällt diese Stille gar nicht mehr auf. Er ist es gewohnt, dass Gott zu allem schweigt. Dass Gott nie über Sein Segnen redet, dass Er nie Sein Denken über unsere Sünde ausspricht.

So sehr haben wir uns an diese Stille gewöhnt, dass es auch in uns unheimlich still geworden ist.

Wir reden nicht mehr mit Ihm, von dem uns alles Brot kommt. Wir nähren uns und kleiden uns und häufen Geld und kaufen Lust und Freuden — und alles das mit Gaben und für Güter, die uns aus Gottes schenkender Hand kommen.

“Wir essen und geniessen Dinge, die wir uns im Schweisse unseres Angesichtes erworben haben”, sagt man heute. Doch leider stimmt diese Sache nicht. Der Schweiss unseres Angesichtes und die Mühen unserer Arbeit sind von Gott nicht als Kaufpreis gemeint, mit dem wir Ihm für unser Brot und unsere Reichtümer zahlen könnten. Mit diesem Schweiss ist eine ganz andere Rechnung zu begleichen:

“Weil du dies getan .... wirst du im Schweisse deines Angesichtes dein Brot essen, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du genommen bist, denn Staub bist du und zum Staube musst du wieder zurück!”

Was wir getan, was wir unserem Gotte angetan, sollten wir wissen. Und dafür müssen wir zahlen mit Arbeit, Mühen und Schweiss. Als Kreuz sind Arbeit und Schweiss gemeint. Als das grosse, erlösende Christus- und Christenkreuz, das Jesus uns vorangetragen zur Wiedergutmachung der grossen Beleidigung Gottes und zu unserer Umwandlung von irdischer Knechtschaft zu Söhnen und Töchtern des himmlischen Vaters.

Dazu sind Schweiss und Arbeit da. Unser tägliches Brot wird durch nichts erkauft: Es ist Gottes freie Gabe, es ist Gottes freie Gnade. Eine Gabe, die Gott nach Seinem eigenen Ratschluss sendet oder zurückhält ;die immer weise geschenkt oder nicht gegeben wird, auch wenn wir sehen, dass Böse strahlen und Gute weinen.

Christus Jesus kam ja nicht des Brotes wegen: Er kam uns das gnadenreiche Kreuz zu bringen. Und dieses Kreuz ist jedem geschenkt. Jeder kann ewigkeitsreich werden an Gnade und an Gottkindschaft.

Krank! Wir sind krank an unvergebener Schuld. Wie wir nicht mehr so recht um unser tägliches Brot bitten (wir haben es ja in Hülle und Fülle!), so ist es uns auch nicht mit der nächsten Vaterunserbitte ernst. Wir bitten nicht mehr um die Vergebung unserer Schuld. Schuld und Sünde drängen nicht, plagen nicht, bereiten keine schlaflosen Nächte.

Sie würden es wieder tun, sobald wir uns wie-

der unseres Gottes erinnerten, besonders, warum wir Ihn, den 'lieben Gott', unseren 'Vater' nennen.

Es hat sich der Teufel zwischen uns und unseren Gott gedrängt. Und wirklich: Satan hat erreicht was er geplant! Der Teufel braucht uns nicht glaubenslos zu machen oder zum Gotteshass zu verführen. Er, der Vater der Lüge, kann alles zur Lüge machen. Auch unser Christentum.

Die Art, wie es der Teufel mit uns getan, ist schlimmer als Gottlosigkeit. Gottlosigkeit kann immer noch von anderen Menschen zur Beschämung gebracht werden. Und Scham kann zur Rückkehr führen. Das jedoch will Satan nicht. Darum hat er alles viel klüger eingerichtet.

Er lässt uns ruhig an Gott glauben. Er lässt uns friedlich zur Kirche gehen. Er wäre sogar bereit, für schönstes Sonntagswetter zu sorgen um uns den Kirchgang zu ermöglichen, wenn das seinen Zwecken dienen würde. Solange wir nur nicht zu viel mit Gott reden. Solange wir nur ohne das Beten auskommen. Denn das weiss Satan nur zu genau: Erst durch das Beten wird der Glaube lebendig und die Liebe zu Gott warm, und nur das tägliche Reden mit Gott kann dem Menschen Kraft und Gnade geben, auch Gottes Gebote zu achten und zu halten.

Wir sind krank an unvergebener Schuld. Und eine unserer schwersten Sünden ist: Wir beten nicht mehr! Wir beten nicht mehr im Geiste der Psalmen; wir reden nicht mehr zu Gott mit einem Kyrie und Gloria und Credo, das uns so wirklich aus dem Herzen fliesst; wir gehen nicht mehr täglich zu Ihm hin um zu loben und zu danken, um abzubitten und um Seine Liebe zu flehen.

Wir liegen Gott nicht mehr in den Ohren, und wir fliehen nicht mehr zu Ihm. Wir leben in Schuld, und wir fühlen keinerlei Bedürfnis, frei von dieser Schuld zu werden. Frei von allem Bösen, um Ihm, dem ewigen Vater in Jesus Christus und durch die Kraft des Heiligen Geistes anhängen zu können.

Das Gebot des Betens

Das Gebot des Betens kommt von Gott. Und Gottes Wille ist, dass wir dieses Gebot genau so ernst nehmen wie jedes einzelne der zehn dem Moses gegebenen Gebote. Wer also nicht betet, ist vor Gott genau so schlimm wie der Dieb, wie der Ehebrecher, Lügner, Götzenanbeter und Sonntagsbrecher. An dieser Tatsache kommen wir einfach nicht vorbei.

Wir haben uns durch unsere Sünde auf die Seite der Feinde Gottes gestellt, und Gott hat sich trotz dieser Beleidigung zu uns bekannt, als Er uns durch Jesus zu Seinen Kindern machte.

Jetzt will Gott, dass wir mit Ihm wie Kinder mit ihrem Vater umgehen. Dass wir uns nicht einfach mit seltenem und kaltem Grüssen begnügen, sondern täglich zu Ihm reden, wie jedes normale Kind täglich mit seinem Vater in Achtung, Verehrung und Liebe spricht.

Ein Nichtkatholik schrieb: "Man redet lieber über Gott als mit Gott." Und so ist es. Wir wollen gute Prediger, die uns das Wort in erbauender Weise ins Ohr legen. Um gute Beter haben wir uns noch nie gestritten! Wir diskutieren über Gott, oftmals mit roten Köpfen, und besprechen doch nie mit Ihm die Dinge, die wir zu verteidigen vorgeben. Und sehr viele Christen gibt es, die nur dann Gottes Namen erwähnen, wenn sie Ihn oder Seine Wichtigkeit fortbeweisen wollen!

"Man redet lieber über Gott als mit Gott!"

Der Wille Gottes

Wie kam es nur, dass wir uns so weit von Gott entfernen konnten? Wieder kommen wir auf das Vaterunser zurück, worin es heisst: "Dein Wille geschehe!" Wer kümmert sich schon heute noch um den Willen und die Meinung des ewigen Vaters? Wir lassen uns nicht nur in unwichtigen sondern auch in allerwichtigsten Dingen von unseren eigenen Ansichten und Plänen leiten. Gott soll Gott sein, solange nur mein Denken steht und meine Pläne mir gelingen. Und mein Denken messe ich an **meinem** Wissen, nicht aber an dem Wissen und Wollen Gottes.

Man hat in Paris ein besonders aufbewahrtes Metermass, an dem man regelmässig alle Masse vergleicht, die in der Welt gebraucht werden. Hitze kann Metermasse ausdehnen,Kälte kann sie zusammenziehen, und somit die Masse uneinheitlich werden lassen. Darum ist ein Einheitsmass von allergrösster Wichtigkeit. Sonst könnte man sich ja im Bau der kleinsten Brücke verrechnen und so grösstes Unglück heraufbeschwören. Auch ein international anerkanntes Thermometer hat man, mit dem die Wissenschaft immer wieder alle Wärmemesser vergleicht.

Alles wird nach einem Einheitsmass gemessen — nur nicht das Denken, nur nicht die Ansichten, nur nicht das Wollen! Darum auch ist die Brücke zusammengebrochen, die einstens Himmel und Erde verband. Wir können irgendwie nicht mehr zu Gott zurückfinden. Wir glauben zwar noch, unser Empfinden, unsere Ueberzeugung, unser Denken und Verlangen ist jedoch nicht mehr bei Ihm.

Wir wollen uns, und wir dulden keinen anderen neben dem eigenen Ich! Wir dulden dort keinen Nächsten und keinen Gott.

Darin liegt ja eben die grosse Lüge Satans, dass wir felsenfest überzeugt sind, so sei es richtig, und so sei man auch immer noch Christ.

Wo geht das nur hin?

Ja, wo wird uns das nur hinführen? Wir beten nicht mehr wie Christus betete: Täglich und wie ein Sohn zum Vater redet; wir betrachten Brot und Gut als

unser absolutes Eigentum, mit dem wir wirtschaften können wie wir wollen, entweder nach Gottes Geboten oder auch gegen sie; wir fragen nicht mehr nach Gottes Ansichten; wir scheren uns um keine Schuld, die unser Herz belastet. Ja, wir sind nicht einmal mehr imstande, Schuld vom Guten zu unterscheiden. Nicht alles, was wirklich Sünde ist, wird von uns als solche gewertet. Und gut ist immer nur das, was uns dient.

Manche meinen, es müsse wohl bald ein grosses Strafgericht Gottes über uns kommen. Und fast keiner von uns sieht, wie schwer dieses Strafgericht bereits auf uns lastet.

Blindheit ist schlimm. Blindheit der Vernunft ist das Allerschlimmste, das den Menschen, das edle Ebenbild Gottes, treffen kann.

Von dieser Blindheit sind wir geschlagen. In erschauernde Irren wandert unser Denken und trotz aller hohen Schulung, die wohl so mancher von uns haben mag, sind wir in den allerwichtigsten und allerlogischsten Dingen — kindisch geworden. Nicht kindlich sondern kindisch.

Wir wissen nicht mehr, dass aller Weisheit Anfang die Furcht Gottes ist. Wir wissen nicht einmal, dass das Denken eines jeden Menschen unter stärkstem Einfluss seiner Tugenden oder Untugenden steht. Dass nur der Reine rein denken, nur der Fromme fromm denken, nur der edle und selbstlose wahr denken kann, während der Habgierige habgierig, der Selbstsüchtige selbstsüchtig, der sittlich Verwahrloste sittlich verwahrlost denkt.

Wohin uns das alles führen wird, ist wahrhaftig nicht schwer zu sagen. Irre muss ins Irre führen, und Wahrheit bleibt Wahrheit für alle Ewigkeit!

Unser wachsendes Brot

Derartige Gedanken kann man haben, wenn man den Schnittern auf unseren Feldern und über ihnen den stillen, blauen Himmel sieht. Diesen ewigen Himmel, der schliesslich doch aller Weltgeschicke und aller Menschenleben Lenker ist. Der eines Tages doch das letzte Wort haben wird!

"Wie beschämend ist es doch, o grosser Gott der Himmel, dass wir Dein Brot nehmen, ohne mit derselben Liebe zu danken, mit der Du es gibst!

"Wie beschämend, dass wir, anstatt mit Dir zu reden, an Dir, dem Allheiligen, herumraten. Uns fragen, ob Du auch wirklich bist, ob auch alles stimmt, was Du tust, ob da nicht auch Dir ein Verweis zu geben wäre oder ein Rat, wie Du so manches hättest besser machen können.

"Wie beschämend, dass wir nicht mehr Einsicht genug haben, Dich anzuerkennen und unser Wissen und Wollen nach Deinem urewigen, unendlichen Wissen und nach der Weisheit Deines Wollens zu messen.

"Wie beschämend — dass wir nicht mehr Dein sein wollen!"

"Herr, lehre uns beten!"

– Der Schriftleiter

Morgen

Morgen, wenn die Sterne bleichen,
Knie ich am Altare nieder.
Und mein Herz ist voller Freude,
Meine Seele voller Lieder.

Morgen, wenn die Sterne bleichen,
Hab' ich weder Leid noch Schmerzen.
Ein Stück Himmel trag' ich heimwärts
Still beglückt in meinem Herzen.

Heute schon will alles Leiden
Einer tiefen Freude weichen,
Denk' ich an den Kirchgang morgen,
Morgen, wenn die Sterne bleichen.

Elisabeth Hörster-Menten

Verstand und Witz kann leicht ergötzen,
Doch fesseln kann allein des Herz.

W. Hey

Was dir geschenkt, sieht Gott nicht an,
Nur das, was treue Kraft gewann.

Sallet

Die Kathedrale des neuen Bischofs

ZUR WEIHE DES BISCHOFS VON KIMBERLEY

Am Sonntag, dem 3. Mai empfing Mgr Johannes Boekenfoehr in der Kapelle des Generalhauses aus den Händen des Präfekten der Kongregation der Glaubensverbreitung, Kardinal Fumasoni-Biondi, die Bishofsweihe: Mitkonsekratoren waren die Oblatenbischöfe Coudert, Apostolischer Vikar von Whitehorse (Kanada), und Blanchet von Aostia in Norditalien. Den Dienst der Ehrendiakone versahen P. Wachowicz, Provinzial von Regina. der Ursprungsprovinz des neuen Bischofs, und P. Harties, Provinzial von Kimberley, dem neuen Arbeitsfeld des Geweihten. Oblatenpatres aus aller Welt, die zum Generalkapitel nach Rom gekommen waren, gaben der Weihe den besonderen, festlichen Rahmen. Unter den Gästen verdienen Erzbischof Bernardini, der Sekretär der Kongregation der Glaubensverbreitung, Mgr Belej, Sachbearbeiter derselben Kongregation für Südafrika, der kanadische Gesandte und Vertreter verschiedener Orden besondere Beachtung. Unmittelbar nach der Weihe wurde der neue Bischof vom Heiligen Vater in Privataudienz empfangen: Pius XII. schenkte dem Bischof von Kimberley ein kostbares, mit dem Papstwappen verziertes Brustkreuz. Ein feierlicher Segen, in dem die beiden ältesten Generalassistenten Desnoyers und Becker dem neugeweihten Bischof als Diakon und Subdiakon ministrierten, schloss den denkwürdigen Tag.

Sanct Marien in Kimberley

von Leonhard Dunkel OMI.

Obwohl der grösste Teil der Bevölkerung in Afrika aus Eingeborenen, "Schwarzen",besteht, leben in der Südafrikanischen Union viele "Weisse" – auch Europäer genannt, wenngleich die meisten nicht mehr von Europa kommen. Sie haben sich dort in grosser Zahl schon vor Jahrzehnten angesiedelt.

Hier sind heute die weltbekannten Städte wie Johannesburg, die Millionenstadt Südafrikas, inmitten der grössten und reichsten Goldfelder der Welt, Kapstadt, die Parlaments- und Mutterstadt der Union, neben Neapel, Rio de Janeiro und San Franzisko eine der schönsten Städte der Welt, Durban, der grosse Seehafen am Indischen Ozean, und endlich auch Kimberley, eine der kleineren Grossstädte im schwarzen Erdteil, wo im Jahre 1871 die ersten Diamanten entdeckt wurden.

Die Entstehungsgeschichte Kimberleys ist verwoben mit den Lebensschicksalen der wilden und berüchtigten ersten Diamantengräber, unter denen Männer wie Bernato und Rhodes eine wichtige Rolle gespielt haben.

Lange bevor Johannesburg und die es umgebenden Goldminen in der Welt genannt wurden, war Kimberley eine blühende Stadt. Menschen aus aller Welt, aus Europa, Amerika und Australien strömten in dieser landschaftlich höchst uninteressanten Gegend in der Hoffnung zusammen, schnell und ohne viel Mühe Reichtum zu erwerben.

Unter diesen Leuten, besonders den englischsprechenden Irländern, formte sich in den 90er Jahren eine verhältnismässig grosse und bis auf den heutigen Tag bestehende katholische Pfarrgemeinde. In den Geschichtsblättern der Mission unter den Weissen der Diamantenfelder müssen Männer genannt werden wie P. Lebihan OMI, P. Morin OMI, P. O'Reilley OMI, die bis auf den heutigen Tag Symbole priesterlicher Liebe und seelsorglichen Eifers geblieben sind.

Mit der Ernennung Kimberleys zum Sitz des Apostolischen Vikars für den nördlichen Teil der Kapprovinz, des Freistaates, und einem Teil des südlichen Betschuanalandes wurde das schlichte Kirchlein, in der Mitte der Stadt gelegen, Bischofssitz oder Prokathedrale. In den folgenden Jahrzehnten wurde diese nicht allzu grosse Marienkathedrale auch gleichzeitig Pfarrkirche. Sie wurde verschiedene Male umgebaut und erweitert, bis sie am Nachmittag des Silvestertages 1939 ein Raub der Flammen wurde. Es blieb nichts von der alten St. Mary's übrig als der massive, steinerne Turm, der auch heute noch steht.

Doch bald schon erhob sich aus den Ruinen eine neue Kirche, viel grösser und schöner. Heute steht St. Mary's da, vielleicht das schönste katholische Gotteshaus in der Union, als ein Denkmal des liebenden und nie



ermüdenden Schaffens seines ersten Oberhirten, des jetzigen Erzbischofs von Bloemfontein, Mgr. Hermann Josef Meysing, der freigebigen Opferwilligkeit der Katholiken in der Diamantenstadt und nicht zuletzt des meisterhaften und selbstlosen Könnens unserer deutschen Oblatenbrüder.

Zur Kathedralpfarrei gehören ungefähr 1 500 weisse Katholiken und etwa dieselbe Anzahl Farbige. Diese beiden Gruppen, obwohl sozial aufs schärfste getrennt, gehen reibungslos im Pfarrleben nebeneinander. Sollten jedoch in Südafrika die unseligen Gesetze des Rassenunterschiedes im Laufe der Zeit zur vollen Auswirkung kommen, würde vieles sich ändern.

In den Wirtschaftskrisen der Nachkriegsjahre wurden viele Diamantenminen geschlossen. Infolgedessen verlor St. Mary's mehr als die Hälfte seiner Gläubigen. Brotlos geworden, mussten viele ihr Glück anderswo ve-r suchen. Das mit Riesenschritten zu einer Weltstadt sich entwikkelnde Johannesburg wurde für die meisten eine neue Heimat. Hier bilden noch heute die Katholiken Kimberleys den Grundstock der grossen und blühenden Pfarreien der Goldfelder.

Die Seelsorge an der St-Marien-Kathedrale unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der einer modernen Stadtpfarrei in Deutschland. Wie in der Heimat werden die Gläubigen in den üblichen Vereinen seelsorglich erfasst. Männervereine, Frauen- und Jungfrauenvereine spielen auch im Pfarrleben Kimberleys eine überaus wichtige Rolle. Besonders zeichnen sich die katholischen Frauen durch eine rege soziale Tätigkeit aus. Mit freudiger Hingabe widmen sie sich immer wieder der materiellen Vorbereitung auf die verschiedenen Veranstaltungen der Kathedralpfarrei. Die monatlichen Sammlungen des Frauenvereins haben in den letzten Jahren Tausende von Pfund eingebracht, die teils zur Verschönerung der Kathedrale, teils für den Unterhalt der Priester verwendet wurden.

Unter den Pfarrorganisationen muss auch der Kathedralchor Erwähnung finden. Das treue und allzeit lernbegierige Können unserer sangesfreudigen Männer und Frauen hat auf musikalischem Gebiet Grosses geleistet und Schwierigkeiten überwunden, deren selbst grössere Chöre nicht Herr werden konnten. Wir haben es ihnen zu einem grossen Teil zu verdanken, dass die Gottesdienste in der Marien-Kathedrale, besonders die Pontifikalhochämter und feierlichen Segensandachten, mit grösster Würde und Feierlichkeit gehalten werden.

Die Erziehung der Pfarrjugend liegt fast ausschliesslich in den Händen der Brüder und Schwestern, deren Arbeit Jahrzehnte hindurch eine Quelle unermesslichen Segens gewesen ist. Die Schwestern der Heiligen Familie leiten ein Lyceum mit Pensionat für weisse Mädchen. Die Ge-



bäude wurden ihnen zu diesem Zweck als ein Geschenk von Lady Oppenheimer, der ehemaligen Gemahlin des Präsidenten des grossen Diamantenweltkonzerns, der De-Beers-Company, übergeben.

Nicht weit von diesem stattli chen Gebäude steht das berühmte Kolleg der christlichen Schulbrüder von Irland, das seit seiner Entstehung vor ungefähr 55 Jahren zu den erfolgreichsten Schulen in der Südafrikanischen Union gezählt wird. Aus allen Städten und Gegenden schicken die Eltern ihre Jungen dorthin, um sie der meisterhaften Erziehung der Brüder anzuvertrauen. Nicht nur werden hier unbestrittene Spitzenleistungen auf schulischem Gebiet erzielt, sondern auch auf religiösem Gebiet wird den jungen Menschen in dieser Schule das Beste geboten. Die christlichen Schulbrüder haben in Kimberley ein Erziehungssystem geschaffen, das weit über die katholischen Kreise hinaus in allen Schichten des sozialen, wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens Südafrikas Bedeutung und Einfluss gewonnen hat. Als Lehrer und Erzieher verstehen sie es meisterhaft, die jungen Menschen an sich, oder besser an ihre Ideale, zu fesseln, so dass sie ihrer Schule auch in späteren Jahren treu bleiben.

Wenn die Gemeinde unserer schönen St-Marien-Kathedrale zu einer der besten im weiten Südafrika zählt, so verdanken wir das zum grossen Teil dem dritten grossen katholischen Institut auf den Diamantenfeldern, dem Altersheim und Waisenhaus der Armen Schwestern von Nazareth. "Wo Liebe ist, da ist auch Gott." Diesem Grundsatz gemäss hat ihr unvergleichliches Werk christlicher Nächstenliebe eine Atmosphäre geschaffen, deren sich niemand, auch nicht die bittersten Gegner der römisch-katholischen Kirche, entziehen kann. In Dankbarkeit und Hochachtung muss anerkannt werden, dass die Nazarethschwestern am meisten dazu beigetragen haben, der Diamantenweltstadt ein christlich-katholisches Gepräge zu geben. Südafrika, das Land der ewigen Sonne, ist aber auch ein Land tiefer, dunkler Schatten. Die Seelsorgsschwierigkeiten sind wohl dieselben wie in allen anderen grossen Pfarreien der Kirche Gottes. Da ist der nie endende hartnäckige Kampf mit einem recht grossen Prozentsatz lauer und auch abständiger Katholiken. Ihnen in Geduld und Liebe ständig nachzugehen, bleibt auch bei uns eine der ersten Seelsorgsarbeiten. Ferner, unseren Katholiken zu einer richtigen, vom Geiste christlicher Liebe durchdrungenen Einstellung den grossen Problemen des öffentlichen und sozialen Lebens, besonders dem der Rassenfrage gegenüber zu verhelfen, darf die Priester von Kimberley nie zu Ruhe kommen lassen.

Das grössere Uebel jedoch ist der religiöse Indifferentismus. Die verhältnismässig kleine Anzahl der Katholiken (es sind nur fünf Prozent der gesamten weissen Bevölkerung) lebt in einer erdrückenden Diaspora. Das bedingt wohl am meisten das Kreuz aller Kreuze in der Weissenseelsorge: die gemischten Ehen. Hier breitet sich vor den Missionaren ein weites und steiniges Arbeitsfeld aus, wo nur liebevolles Verständnis und harrende Geduld auf Erfolg rechnen können. Eine herrliche, wenn auch mühselige Arbeit, die so recht dem ureigensten Ideal des Oblatenmissionsgeistes entspricht.

Möge der erste Diözesanbischof von Kimberley, Mgr Johannes Boekenfoehr OMI, der Ende Juli oder Anfang August von der St-Marien-Kathedrale Besitz ergriffen hat, das begonnene Werk fortsetzen seinem Wahlspruch gemäss: "Alles in Christus zu einen."

„Mein Gott", sagte eine fromme Seele, „gib mir alle Tage Arbeit, um meinen Geist zu beschäftigen, Leiden, um meine Seele zu heiligen und Gutes zu tun, um mein Herz zu befriedigen."

* * *

Uns bleibt die Wahl, entweder am Kreuz zu wachsen oder aber an ihm zugrunde zu gehen.

W. Molls

Die Bischofsweihe

Bernhard von Fischbach OMI

Die katholische Kirche kennt ausser der Weihe eines Gotteshauses keine andere Weihe, die so erhaben und ergreifend ist, wie die eines Bischofs. In ihr empfängt der Erwählte die Vollgewalt des Hohenpriestertums Christi. Wie die Priesterweihe wird auch die Bischofsweihe während der hl. Messe gespendet, und zwar an drei Stellen: die Vorbereitung zu Anfang der Messe, die eigentliche Weihe mit eucharistischem Hochgebet nach dem Graduale (vor dem Evangelium) und die Vollendung am Schluss der hl. Messe.

Die Bischofsweihe wird bekanntlich von einem Bischof (meist Erzbischof) und zwei Mitkonsekratoren erteilt. Der Erwählte wird von den letzteren dem Erzbischof vorgestellt. Der Aeltere von beiden bittet diesen, "auf Verlangen der hl. Mutter Kirche den hier gegenwärtigen Priester zur Würde des Bischofsamtes zu erheben." Auf die Anfrage nach dem Auftrag des Apostolischen Stuhles wird dann das päpstliche Breve verlesen.

Nun leistet der Ernannte kniend den Eid der Treue gegen den Papst. Nach frührömischer Sitte erfolgt vor den anwesenden Priestern und Gläubigen eine doppelte Prüfung des Kandidaten, und zwar zuerst über seine Pflicht als Bischof, u.a.: "Willst Du mit aufrichtiger Liebe und aller Klugheit eindringen in den tiefen Sinn der Hl. Schrift? Willst Du zur Vollkommenheit streben? Willst Du gegen Arme, Fremdlinge ... barmherzig sein? Willst Du die Ueberlieferung der Väter und die Verordnungen des Apostolischen Stuhles aufnehmen, lehren und halten?" Jede feierliche Frage beantwortet er ebenso feierlich "Volo" (ich will). In der zweiten Prüfung, über den Glauben, ergeht die Erfragung besonders über die Lehre von der Heiligsten Dreifaltigkeit und den zwei Naturen in Christus.

Nach dieser Vorbereitung beginnt die hl. Messe. Beim Staffelgebet steht der Ernannte zur Linken seines Konsekrators und antwortet mit dem übrigen Klerus. Die zwei Mitkonsekratoren geleiten ihn dann zu seinem Altar, der neben dem Hochaltar errichtet ist. Dort erhält er seine neuen bischöflichen Gewänder und das Brustkreuz, gemäss den Worten des hl. Paulus: "Wir predigen Christus den Gekreuzigten."

Ist die Messfeier bis zum Graduale gelangt, beginnt die eigentliche Weihe: An ihrer Spitze steht eine knappe aber unsagbar bedeutungsvolle Bestimmung: "Der Bischof soll richten, auslegen, weihen, bestellen, opfern, taufen und firmen." Jedes Wort bedeutet eine erhabene Würde und schwerste Bürde. Darum betet der Konsekrator mit allen anwesenden Priestern und Gläubigen die Allerheiligenlitanei, indes der Erwählte sich zur Linken seines Konsekrators zu Boden wirft. Am Ende spricht er über den Weihekandidaten den dreifach feierlichen Segen der Kirche: "Dass Du, o Gott, diesen Erwählten segnen, heiligen und weihen wollest." Nun folgt der eigentliche entscheidende Weiheakt. Alle drei Konsekratoren legen dem vor ihnen Knienden gemeinsam gleichzeitig die Hände auf und sprechen: "Empfange den Hl. Geist." Wortlos wurde ihm zuvor das aufgeschlagene Evangeliumbuch auf Nacken und Schulter gelegt. Diese Zeremonie versinnbildet anschaulich, allen verständlich die wuchtende Pflicht des Bischofs, das Evangelium zu verkünden.

Die nun folgende Präfation entfaltet in festlicher Form, belehrend und preisend zugleich, die Bedeutung des gnadenhaften Vorgangs: "Vollende in Deinem Priester die Fülle Deines Amtes, rüste ihn aus mit allem Schmuck Deiner Verherrlichung und heilige ihn durch den Tau himmlischer Salbung." Kniend stimmt der Konsekrator den Hymnus zum Hl. Geist an, den der Chor dann zu Ende singt. Unterdessen salbt der Bischof des Erwählten Haupt mit Chrisam, "mit himmlischem Segen zum Amte des Bischofs. Es wohne in ihm standhafter Glaube in Fülle, lautere Liebe, aufrichtiger Friede." Er wünscht ihm, in Anlehnung an Schriftworte, "Liebe zur Demut und Wahrheit. Er sei unermüdlich in der Seelsorge, glühend im Geiste. Nicht mache er das Licht zur Finsternis und die Finsternis zum Licht. Das Böse nenne er nicht gut und das Gute nicht böse. Er gebrauche seine Macht, die Schlüsselgewalt, nicht zur Zerstörung sondern zur Erbauung." Die folgende Salbung der Hände, begleitet von Psalm 133, erinnernd an die Salbung Davids durch Samuel zum König und Propheten, soll die Fülle der durchdringenden Gnaden bedeuten und in dem Träger und Vermittler des neutestamentlichen Königs- und Prophetenamtes auch bewirken.

Nach dem Segen über den Hirtenstab, dem bekanntesten Zeichen bischöflichen Amtes, überreicht der Konsekrator diesem dem nun neugeweihten Bischof mit den sinnvollen Worten: "Nimm hin den Hirtenstab Deines Amtes. Eifere mild, die Fehler zu verbessern, halte Gericht ohne Zorn, erweiche das Gemüt der Zuhörer zur Pflege der Tugend, in ruhiger Strenge unterlass nicht die Strafe."

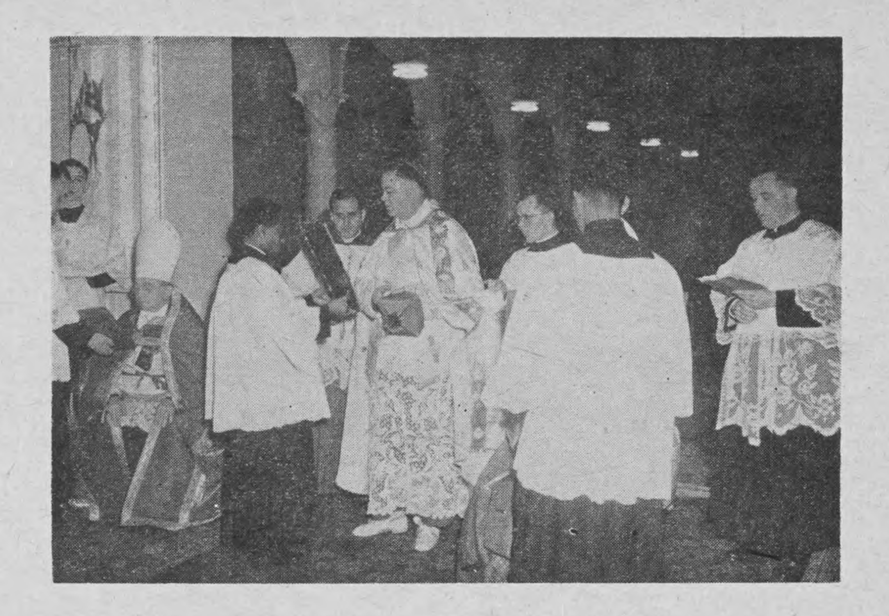
Der Ring, der ihm alsdann überreicht wird, ist das Zeichen der Vermählung des Bischofs mit seiner Diözese. Wie Christus sich "seine Kirche erworben, sie geliebt und sich für sie hingegeben hat" (Eph. 5, 25), so ist der Bischof als der Vertreter Christi mit seiner Diözese innig verbunden, ihr mystisch angetraut. Bei der Uebergabe des Ringes heisst es: "Nimm hin den Ring, das Zeichen der Treue. Du sollst die Braut Gottes, die hl. Kirche, in unbefleckter Treue geschmückt, unangetastet bewahren."

Um erneut die unabdingbare Pflicht der Christusverkündigung anzuzeigen, wird dem Geweihten das Evangeliumbuch, das noch offen auf seinen Schultern lag, übergeben mit den Worten: "Nimm hin das Evangelium. Gehe und verkünde es dem Dir anvertrauten Volk."

Nun wird das hl. Messopfer fortgesetzt. Der Neugeweihte hält einen Opfergang unter Begleitung der Mitkonsekratoren: zwei brennende Kerzen, zwei Brote und zwei kleine Fässchen Wein. Jetzt konzelebriert der neue Bischof mit seinem Konsekrator, d.h. er feiert neben ihm die hl. Messe Wort für Wort mit, genau so wie er es am Tag seiner Priesterweihe getan hat. Hat er aus dem Kelch seines Konsekrators das hl. Blut empfangen, wird ihm die Mitra übergeben. Nachdem sie geweiht ist, wird sie dem neuen Bischof mit feierlichen Worten aufs Haupt gesetzt als "Helm des Heiles sei sie ihm Schutz und Wehr und Zier zugleich."

Bei der dann folgenden Weihe der Handschuhe wird in einer unnachahmlichen Weise die Hand gepriesen und gedeutet als "Werkzeug des Verstandes und ausgestattet mit dem feinen Gefühl der Unterscheidung." Sie wird geweiht, dass in ihr die Seele getragen werde. Bei der Uebergabe heisst es: "Umgib die Hände Deines Priesters mit der Reinheit des neuen Menschen, der vom Himmel herabstieg, und verleihe ihm bei der Darbringung des Opfers den Segen Deiner Gnade."

Der feierliche Abschluss der Bischofsweihe ist der Lobpreis der allmächtigen Liebe Gottes im Te Deum. Während es jubelnd zum Himmel steigt, wird der neugeweihte Bischof durch das Gotteshaus geführt, um dem Volk zum ersten Mal den bischöflichen Segen zu erteilen.



DAS EWIGE LICHT

Das ewige Licht sagt: Ich will meine sanften Strahlen zum Tabernakel senden, als seien es die Gebete einer liebeglühenden Menschenseele. Ich will mich langsam verzehren für ihn, da es keinen schöneren Tod geben kann, als zu sterben für ihn. Ach daß ich ein lebendiges Herz zu eigen hätte wie ihr Menschen, für die Jesus seine Liebeswunder gewirkt! Wie wollte ich dieses Herz liebedurchglüht dem Heiland opfern, und wie wollte ich begeistert zu ihm sprechen: Jesus, dir leb ich! Jesus, dir sterb ich! Dein bin ich tot und lebendig! —

So spricht zu uns das „ewige Licht". Und da wir nun, besinnlich geworden, Abschied nehmen, sehen wir, daß wir Jesus nicht allein lassen: zwei Kinder sind gekommen und knien da: die kleinen Hände gefaltet, die leuchtenden Stirnen erhoben, die Augen zum Altare gerichtet. Ach ja, die Kinder mit dem warmen Herzen! Wenn Jesus die Kinder nicht mehr hätte. . . Die haben ihn einst erfreut, als er müde war. Sie versüßen ihm auch jetzt die Einsamkeit. Ein solches Kind war es, das einst eine ungeweihte Hostie küßte. „Was tust du, Kind?" fragte jemand verwundert; „sie ist ja nicht geweiht." „Wenn der liebe Heiland in die Hostie kommt, findet er meinen Kuß vor und freut sich", antwortete das Kind mit der Weisheit der Liebe. — Ach, daß wir wieder werden könnten wie die Kinder!

Leo Wolpert

Gott wartet

von Maria Schlüter-Hermkes

(Aus ihrer Ansprache auf dem Berliner Katholikentag 1952)

Vor einer unvorstellbar langen Zeit hat Gott das Weltall geschaffen. In vielen Planetensystemen, deren Sonnen zum Teil 10 000mal so hell sind wie unsere Sonne, bewegen sich Milliarden von Sternen. Unsere Erde ist im Verhältnis zum All kleiner als das kleinste Sandkorn. Ihr Alter wird auf etwa 3 Milliarden Jahre geschätzt. Seit etwa 600 000 Jahren leben Menschen auf ihr, von deren Geschichte wir seit 6–7000 Jahren wissen. Auf diesem Sandkörnchen im All leben zur Zeit etwa 2¼ Milliarden Menschen.

Da muss man wirklich mit dem Psalmisten ausrufen: "Was ist der Mensch, dass seiner Du gedenkest?" Du, o Gott! Dieses gebrechlichen, hinfälligen Wesens, voll der Bedrängnis, eingespannt für eine kurze Zeit zwischen Geburt und Tod. Dieser Auswurf des Weltalls — so hat ein grosser Mensch, Pascal, den Menschen genannt — hat vor einigen Generationen erklärt, dass es keinen Gott gäbe. Im Bereich des Christentums, nicht etwa bei Heiden oder Mohammedanern ist das verkündet worden. Ein Schlachtruf! Ein Triumphgesang! Das war im 19. Jahrhundert. Im 20. Jahrhundert jubelt der Mensch nicht, noch trauert er, dass es keinen Gott gibt. Es ist ihm selbstverständlich und gleichgültig. Ein über den Erdball verbreitetes Geschlecht, das gegenüber Sein oder Nichtsein eines höheren Wesens gleichgültig gewesen wäre, das Gott einfach vergessen hätte, hat es bis auf unsere Generation nicht gegeben. Mit der Todeserklärung Gottes hat der Todeskampf des Menschen begonnen.

Es ist ein lapidarer Erfahrungssatz: Der Mensch kann nicht Mensch sein ohne Gott. Wo Gott verlassen wird, da ist der Mensch kein Geheimnis mehr, sondern ein Nutzungswert, ein Leistungswert, Arbeitsmaterial, und wenn er krank ist, Krankenmaterial. Statt Gemeinde und Gemeinschaft ein von leiblichen Bedürfnissen, von Geld und Machthunger, von Fanatismus und Falatismus besessener Haufen, graue Masse. Alles Technische ist in Ordnung; Geist und Seele sind in der Wildnis. Seit mehr als 100 Jahren keine ganz grosse Malerei, Dichtung, Musik, Philosophie. Die Irrenhäuser sind überfüllt. Immer vollkommenere Rechenmaschinen werden hergestellt, immer schnellere Flugzeuge, immer wirksamere Vernichtungsmaschinen. Was der Mensch anfasst, wird nicht — wie in der alten Sage — Gold, sondern Sprengstoff. Man hat Menschenrechte erklärt, ohne Gott zu erwähnen. Die Vertreter der islamischen Völker haben bei deren Annahme sich der Stimme enthalten, weil es für sie keine Menschenrechte ohne Gott geben könne.

Mit dem schauerlichen Gift der Gottlosigkeit hat die weisse Rasse die anderen Rassen infiziert, und dieses Gift fängt an zu wirken. Die erste Wirkung ist Hass und Auflehnung. In einem beispiellosen Niedergang des persönlichen Daseins sowohl, als auch der zwischenmenschlichen Beziehungen ist das Leben wertlos und sinnlos geworden. Als ein Verhängnis wird es gefürchtet. Das Nichts scheint für den gespenstischen Menschen die einzige Realität zu sein und Sicherheit, Trost und Erlösung zu versprechen. Fortschritt verkünden die selbstherrlichen Erdenbewohner. "Dieser Fortschritt endet damit, dass man Portemonnaies aus Menschenhaut macht", hat schon vor einer Generation der Wiener Schriftsteller Karl Kraus gesagt. Ist das der nachchristliche Mensch? Oder ist das der Vorschatten des nachmenschlichen Menschen?

Ja der Mensch ist in Todesgefahr. Er ist in Gefahr, seine Gottfähigkeit zu verlieren. Statt aus der Tiefe seiner Verlorenheit zu Gott zu rufen, hat er nach dem Uebermenschen gerufen, und es meldet sich Satan, den der heilige Paulus den "Gott der Weltzeit" genannt hat. "Satan", sagt die Heilige Schrift, "wohnt gern in den Ruinen." Er ist eingezogen in die Ruinen des Menschenwesens; er fühlt sich wohl beim Verwesungsleuchten der Zerstörung, bei Atombomben, Gaskammern, Stacheldrähten. Er, der Vater der Lüge, fühlt sich wohl bei Lüge, Heuchelei, Verrat, Hass. Aber ist der Böse — sein Produkt, die Sünde, eingeschlossen — nicht ein Protest gegen die ihm entgegenstehende Macht und somit ein Zeugnis für sie? Ein unwiderlegbares, weil ganz unfreiwillig! Und ist es nicht erstaunlich und eigentlich wunderbar, dass im Reich des Fürsten dieses Kosmos das Gute dennoch da ist und sogar eine Macht ist? Unfreiwilliges Zeugnis von der Wirklichkeit Gottes gibt auch der Gottesleugner. Albert Camus lässt seinen Helden in einem der meistgelesenen Romane des letzten Jahrzents sagen: "Kann man ein Heiliger sein ohne Gott? Das ist das einzige konkrete Problem, das ich heute kenne." Diese mit solcher Dringlichkeit aus dem Mund eines Gottlosen gestellte Frage, erschüttert sie uns nicht, die wir uns Christen nennen und doch vieles andere für wichtiger halten als das Heiligwerden? Liegt hinter dieser Frage die Ahnung, dass nur der Heilige Mensch im Vollsinn ist, dass nur Heiligkeit den Menschen retten kann?

Ich rühre damit an eine Wunde am Leibe der Christenheit. Glauben wir, die wir uns Christen nennen, wirklich an Gott? Nach einer Schätzung des grossen französischen Katholiken Jacques Maritain glauben im christlichen Bereich 90 Prozent nicht an Gott. Unter den unbewussten Gottlosen, die leben und sterben, als gäbe es keinen Gott, sind ohn Zweifel viele Getaufte und Gefirmte. Ihr Herz ist beim Geldverdienen und beim Genuss. Tag für Tag, in der Familie, im Betrieb, beim Sport vergessen sie einfachhin, dass es einen Gott gibt. Wer anders aber als der Christ ist verantwortlich für die Gleichgültigkeit, die Abneigung, den Hass gegen Gott und Christus? Der Christ steht ja den Ungläubigen nicht nur in der Rolle dessen gegenüber, der die Wahrheit hat, sondern vor allem als Schuldiger, der die Wahrheit nicht getan hat und also sie verraten hat. Ja, wer weiss, ob dieser oder jener nicht deswegen gottlos geworden oder geblieben ist, weil ich, der neben ihm am Fliessband arbeitet oder Tür an Tür mit ihm wohnt, nicht so geglaubt habe, dass er etwas gespürt hat von der Wirklichkeit über alle Wirklichkeiten. Fragende, hoffende, verzweifelnde Augen sind auf uns gerichtet. Suchen sie eine der acht Seligkeiten der Bergpredigt in unserem Gesicht? Ein grosser Denker, der bei den Christen seiner Zeit den Abglanz von der Herrlichkeit und der Macht Gottes schmerzlich vermisste, hat seiner Enttäuschung in dem Ruf Ausdruck gegeben: “O diese Erlösten! Sie sind ja gar nicht erlöst.” Diese Enttäuschung hat ihn zu der Erklärung geführt: “Gott ist tot!”

Heute ist die Stunde des Glaubens. Auch der Unglaube ist ein Glaube. Die Frage über alle Politik und alle Diplomatie hinaus ist: wer hat den stärkeren Glauben? Diejenigen, die an die Erlösung durch den Gottmenschen glauben oder diejenigen, die an die Selbsterlösung glauben? Wer lebt seinen Glauben überzeugender, hinreissender, unbedingter, furchtloser, hoffnungsvoller, liebevoller? Vielleicht müssen noch mehr bürgerliche Sicherungen wegfallen, vielleicht muss es noch gefahrvoller werden, Christus zu bekennen, ja eine Torheit, eine Schande, ein Brandmal muss es werden, damit die Entscheidung für Ihn klar wird. Die Erfahrung der Preisgegebenheit, der Ohnmacht, der Nichtigkeit des Menschen ist ein Schlüssel zum Glauben. Es geschieht nicht selten, dass der scheinbar Gottlose durchstösst durch Angst, Verzweiflung, Wesenlosigkeit in das Geheimnis des Menschseins. Dann kann die Stunde kommen, da er, erschüttert von der Kälte und der Verlassenheit seines Nichts, nach Gott zu fragen wagt, und zaghaft faltet er zum erstenmal die Hände. Gott aber wendet denen Sein Angesicht zu, die Ihn suchen. Der Nihilist ist oft Gott näher als Millionen sogenannter Christen, die sich für gerecht halten, die der Busse nicht zu bedürfen glauben, die vergessen, dass vor Gott alle Sünder sind, und dass alles Gnade ist.

Gott glaubt an den Menschen. Gott rettet den Menschen. Gott wartet in jedem Augenblick unseres Daseins auf jeden einzelnen von uns. Gott liebt den Menschen. Jeden einzelnen Menschen, und das mit einer alles Mass überschreitenden Liebe. Jeden einzelnen in diesem riesigen Raum kennt er, in allen vergangenen Hundertjahrtausenden, in allen kommenden Zeiten kennt er jeden einzelnen, liebt er jeden einzelnen. Er liebt uns mehr und besser, als wir uns lieben können. Er hat uns geliebt, ehe wir Ihn liebten und lieben konnten. “Gott ist die Liebe.”

Der Christ achtet seinen Leib, aber tausendmal wichtiger als der Leib ist ihm die unsterbliche Seele; wenn der Leib wider die Seele streitet, so streitet er wider den Leib und dessen gefährliche Ansprüche. Der Christ pflegt seinen Leib in vernünftiger Weise, weil er weiß, daß ein gesunder Leib das geeignetste und willigste Werkzeug für die Seele ist. Aber er treibt keinen Kult mit seinem Leib und macht ihn nicht üppig; sonst ist er wie ein überfüttertes Pferd schwer zu zügeln. Der Christ sorgt für seinen Leib, aber ohne Ängstlichkeit. Soviel als er braucht, um das Leben zu erhalten und Gott dienen zu können, findet er immer wieder. Zum Unzufriedensein ist kein Grund. Erfahrungsgemäß sind auch nicht die Armen die Unzufriedensten, sondern die Anspruchsvollen. Ein österreichischer Erzherzog, der sich in den Bergen verstiegen hatte, ließ sich von einem Geißbuben den Weg zeigen. Dabei fragte er ihn, welchen Lohn er für seine mühenreiche und gefährliche Aufgabe hier in den Bergen bekomme. „Z'esse und 's Gewand", hieß die Antwort. „Das ist aber nicht viel", meinte der Erzherzog. „Häscht du meh?" fragte naiv der Bursche. Der Erzherzog stutzte einen Augenblick; dann sagte er lächelnd: „Eigentlich auch nicht." Was der Mensch mehr besitzt, als er zum Leben braucht, das macht ihn nicht glücklicher.

Leo Wolpert

* * *

Die Madonna laechelt

Erzählung von Paul Dahm

Es war einer der letzten, dieser Mann, der sich den lehmigen, aufgeweichten Weg hinaufschleppte, und er ging stelzig wie in Holzpantinen. Er wusste mit den Lederschuhen, die sie ihm im Durchgangslager gegeben hatten nichts rechtes anzufangen.

Er war einer der letzten Heimkehrer. Die anderen waren nun schon seit Jahren wieder daheim, hatten ihre Häuser aufgebaut, zum fünften und sechsten Male wieder selbst ihre Gärten umgegraben und sich an das Lachen der Kinder gewöhnt.

Ein Fremder aber war er geworden. Die Leute am Bahnhof hatten ihn nicht gegrüsst, und er wusste, dass ihn niemand erwartete.

Vor dem Dorf traf er auf die kleine Kapelle, die das golden gefasste Marienbild birgt. Der Heimkehrer stand eine Weile vor der rissigen Holztür und rang mit sich. Eintreten in den stillen, vertrauten Raum? Es gab Gefangene, die beteten. Er gehörte zu denen, die es im Hader verlernt hatten.

Aber die Erinnerung überkam ihn. Wie oft war er zur Kapelle gegangen. Mit Blumen. Im Mai. Als er noch Kind war. Die Madonna lächelte, wenn er ihr ein Sträusschen Gänseblümchen zu Füssen legte. Damals. Ob sie heute noch lächeln kann?

Er stiess die Tür mit dem Fuss auf, trat ein. Ein Geruch von frischen Blumen und moderndem Holz umpfing ihn. Er kniff die Augen zusammen, um sie an das dämmerige Licht zu gewöhnen und erkannte vor sich einen greisen Mann mit dünnem Haar und leicht zitternden Händen. Jetzt stand er unbeholfen auf und wandte sich zum Gehen. Er tupfte mit der Rechten in den Weihwasserkessel, dann aber verliess er die Kapelle doch nicht.

"Fremd hier?" fragte er.

"Ja."

Ihre Blicke trafen aufeinander.

"Ein wunderbares Madonnabild. Eine schöne Schnitzarbeit", sagte wie verlegen der Alte.

"Sehen Sie, dass eine Hand der Figur zerbrochen ist? Das hat seine Geschichte. Ich habe alte Aufzeichnungen davon gefunden. Wissen Sie, ich bin ein Museumsmann und war lange in der Stadt und habe mich jetzt hier zur Ruhe gesetzt. Man wird alt. Aber das Stöbern und Forschen lässt mich nicht los."

Der Gelehrte zog den Jüngeren mit sanfter Gewalt auf die Bank. Der liess es geschehen. Er spürte eine glückliche Gelassenheit von dem Greis ausgehen, einen Frieden mit sich selbst, den er lange entbehrt hatte.

"Ich mache es kurz", sagte der Gelehrte. "Es war im 30jährigen Krieg. Hungersnot, Brandschatzung, Mord — das alles haben wir auch erlebt. Die Zeiten bleiben sich gleich. Diese Gegenden wurden schlimm heimgesucht. Von wildernden Soldaten, versprengten Schwedenhaufen. Der Krieg hatte die Menschen hart und grausam gemacht und gottlos.

Da kam eines Tages ein Trupp Soldaten vom Tal herauf, — so schildert es der alte, neulich von mir im Pfarrarchiv entdeckte Bericht — plünderten das Dorf aus und steckten die Gehöfte in Brand. Aber nicht genug damit. Die verwegenen Gesellen machten vor dem Heiligsten nicht halt. Sie vergriffen sich an diesem Bild der lächelnden Madonna, das damals einfach auf einem Holzstumpf gestanden haben mag. Sie warfen es in den nahen Bach. Und das Wunderbare war . . ."

Der Gelehrte unterbrach seine Erzählung: "Iteressiert Sie das?"

Der Heimkehrer blieb stumm, aber er nickte vor sich hin.

"Das Wunderbare war, dass am anderen Morgen das Bild wieder auf seiner alten Stelle stand, nur leicht an der Hand versehrt."

Der Heimkehrer schaute auf und sah Maria lächeln. Sie hat es nicht verlernt, dachte er, trotzdem nicht verlernt.

Und doch war alles nicht so wunderbar, als dass wir es nicht begreifen könnten. Vielfach wirkt Gott seine Wunder durch Menschen. Und so war es auch hier.

Es gab im Dorf nämlich, so erzählt der Chronist, ein schönes und gottesfürchtiges Mädchen, das dies Madonnabild besonders verehrte und im Wald versteckt hier Wache hielt, nachdem die Bauern vor den Schweden geflohen waren. Das Mädchen — sein Name ist nicht überliefert — wurde somit unbemerkt Zeuge der ruchlosen Tat. Als die Soldaten sich in die nächste Scheune verzogen hatten, um ihren Rausch auszuschlafen, hob es das Bild behutsam wieder auf seinen alten Platz und schmückte es mit einem Kranz der schönsten Maiblumen.

Am andern Morgen brachen die Soldaten auf, um neue Abenteuer zu suchen, und ihr Weg führte wieder an dieser Stelle vorbei. Die Reiter stürmten voraus, aber einer der Knechte kam nur mühsam nach. Ob er krank war, ob er die Gemeinschaft mit den andern nicht mehr teilen mochte? Darüber steht nicht geschrieben. Was seine Genossen in der Eile derer, die nach neuen Untaten hungerten, nicht- ge wahrten, traf ihn wie ein Schlag aus Gottes Hand. Er sah das Bild von Blumen umkränzt am alten Ort, das sie am Tage vor-

her geschändet und in den Bach geworfen hatten. Und er sah das Lächeln der Madonna. Das alles muss ihn so erschüttert haben, dass er in die Knie stürzte und ein Ave stammelte. Als seine Genossen sich nach ihm umwandten und ihn kniend beten sahen, schlugen sie auf ihn ein, bis er bewusstlos niedersank. Und sie zogen weiter. — Was gilt in solchen Zeiten schon ein Mensch?"

"Ja, was gilt ein Mensch?" sagte der Heimkehrer nachdenklich.

Der Gelehrte fuhr fort: "Aber er war nicht tot. Das Mädchen fand ihn, wusch seine Wunden, nahm ihn auf in das väterliche Haus und pflegte ihn gesund. Der Soldat aber vergass das Waffenhandwerk, lernte den Pflug führen, und der alte Vater anerkannte ihn als seinen Sohn. Ein Mensch hatte heimgefunden in den Frieden der Ordnung. Das ist es, was ich an der Geschichte so wunderbar finde."

Der Heimkehrer erhob sich und sagte: "Ich danke Ihnen!"

Die beiden Männer gingen schweigend ein Stück des Weges gemeinsam dem Dorfe zu. Als sie die ersten Häuser erreicht hatten, hielt der Heimkehrer inne und fragte: "Kennen Sie das Haus unter der Kastanie drüben? Wer wohnt dort?"

"Der Mann, dem es gehört, kommt nie wieder." Der Alte fuhr sich mit seiner welken Hand über die Augen. "Vermisst in Russland. Sie wissen Bescheid. Seine Eltern sind tot, und er war der einzige Sohn."

"Ich habe gefragt, wer bewohnt das Haus?"

"Eine junge Frau, eine Flüchtlingsfrau mit zwei Kindern. Der Mann ist gefallen. Sie wurde vom Amt in das verwaiste Haus eingewiesen. Die Leute mochten sie erst nicht. Aber sie ist eine tapfere gute Frau. Ich weiss nicht, was ich an ihr finde. Ich meine manchmal, sie lächelt wie die Madonna."

DAS KLOPFEN GOTTES . . .

Einmal kam eine Frau. Sie hatte eine Reihe schwerer Unglücksschläge erfahren. Ein Schlag war schwerer als der andere. Schier zerbrechen mußte doch so ein Herz unter diesen Schlägen, dachte ich mir. Und als ich diesen Gedanken leise äußerte, wie zum Mitleid und zur Teilnahme, da sagte diese Frau:

Man bricht nicht zusammen, wenn man die Schicksalsschläge als Gottes Mahnung anschaut. Gott klopft mit jedem Schlag an unsere Herzenstür.

Seither hab ich oft an diese Worte denken müssen: Gott klopft an bei uns!

Persönliches Leid, eigene Heimsuchungen bedrängen uns. Mutlos möchte unser Herz werden. Aussichtslos ist die nahe Zukunft. Wer klopft an bei uns? Gott, der gute Vater, er sucht uns heim.

Verschlossen sind oft die Menschenherzen, hart geworden in den Begierden um mehr und mehr Hab und Gut. Da kommt dann der Einbruch. Alles wird zerstört, die letzte Habseligkeit geht verloren. Entblößt steht der Mensch da. Klopft da nicht Gott an das Herz, das sich in die Welt verkrampft hat?

Maßloser Stolz treibt die Bestrebungen. Türme werden gebaut, wider Gott, wie einst zu Babel. „Laßt uns ein unvergängliches Denkmal auf der Erde errichten, das den Ruhm unseres Namens für e w i g verkünde!" So tönen die großen Worte. Dann kommt eine Stunde, an die man nie gedacht hat. Eine Stunde, in der die Ereignisse die Volksweisheit bestätigen: Der Mensch denkt, Gott lenkt! Die stolzen Türme aus Stein zergehen wie schillernde Seifenblasen.

Das Klopfen Gottes wurde hörbar!

„Ich will das Joch der Kirche nicht tragen!" Wie oft wird das gesagt und wie oft wird das Joch abgelegt. Nun ist der Mensch frei. Keine Glocke stört ihn mehr. Kein Priesterwort gilt mehr etwas. Keine kirchliche Strafe, die man sich zugezogen hinterläßt mehr einen Eindruck. „Ich gehe meinen Weg zu Gott allein!" Einen neuen Gott hat man sich gesucht und gefunden. Dann kommt die Stunde, wo alle irdische Sicherheit hohl und leer wird. Der neue Gott vergeht wie Dunstschwaden in der aufgehenden Sonne. Der alte, ewige, gute Gott und Vater klopft ans Herz und mahnt zur Heimkehr.

Der Unfrieden ist weltweit geworden. Ein gewaltiger Riß geht durch die Welt. Die Erde bringt Gutes hervor, die Menschen aber hungern und darben.

Die Technik und Wissenschaft erreichen ungeahnte Erfolge zum Vernichten der Menschen. Bomben krachen und Hunderttausende sterben. Hört, Menschen, klopft heute nicht der Herrgott gewaltig an die Tür der Menschheit: Haltet ein, kehret heim!

*

Falschheit zu meiden wird immer als Weisheit betrachtet, weil es dem Lügner an Achtung der Menschen gebricht.

*

Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang gesehen hätte. Lessing

Am Marterlweg

Eine Bauernnovelle

von Peter H. Becker

Es mochte vor etwa drei Jahren gewesen sein, als der alte Lechner Franz, der Bauer vom Schlachterhof, plötzlich seine Frau verlor. Und genau ein Jahr nach ihrem Tod übergab er den stattlichen Hof seinem ältesten Sohn, dem Max. Also zog der Alte sich mit nahezu achtundsechzig Jahren zurück ins Austragstüberl, aber er zog sich nicht zurück von der Arbeit, an die er sein Leben lang gewöhnt war; denn trotz seiner eisgrauen Haare war der alte Lechner noch ein rüstiger Schaffer, der in der Arbeit die Quelle des Segens, im Nichtstun hingegen ein Laster und den Anfang eines raschen Endes erblickte.

Dem Max indes passte das nicht; er verfolgte mit Unbehagen die Emsigkeit des Alten, sah mit steigendem Ingrimm, wie die Knechte ihm in der alten Weise gehorchten, und wie er mit straffer Zucht den Hof in Ordnung hielt. Auch wurmte es den jungen Lechner, dass der kleine Hansl, sein einziger Bub, am Grossvater fast mehr hing als an ihm, dem eigenen Vater.

So ging es nun schon seit zwei Jahren. Der Groll des jungen Bauern gegen den Vater frass sich immer tiefer in sein Gemüt und kam zeitweise zu heftigem Ausdruck.

So auch heute. Es war Sonntag. Der Max sass gerade in der rauchgeschwärzten Wohnstube und "dischkrierte" mit seiner Frau, der Zenzi, natürlich über den Alten. Auf einmal erhob sich der junge Bauer und schlug mit der Faust auf die Tischplatte, so heftig, dass die Teller klirrten. Und zornig schrie er hinaus:

"Dass d' as woasst, Zenzi, i mog nimma, i han's satt, mi in mei'm Alter vom Vottan wie an Schulbuam schikaniern z' lassen. I frog di bloss, wer is Herr im Hof, der Votta oder i?"

"Aber geh, Maxl, sei doch g'scheit. Der Votta is doch alleweil an braver Mo' g'wen, und du woasst as recht guat, dass as von eahm net bös g'moant is!"

"Dass as net bös g'moant is, freili, dös woass i, aber du kannst as leicht vastehn, wie's mi fuchst, wann der Votta im Hof wie an Feldwebel umanandkommandiert, groad aso, als woar i net do. Dös asst mir nöt! Die Knecht' hörn auf eahm mehr als wie auf mi, der Hansl aa. Der is jo beim Grossvotta liaber als wie bei mir und hockt alleweil bei eahm auf der Stub'n. Dös han i jetzt satt, i mog nimma! Entweder er oder i!"

"Maxl, geh, sei vernünfti! So schlimm als wie du es machst, is as ganz g'wiss net. Du übertreibst in dei'm Zurn, vastehst! Aber du derfst net vergess'n der Votta is noch an rüstiger Mo', der von der Arbet lebt. Der wann ofangt zum faulenzen, na is 'r firti aa. Dös muasst wohl bedenka! Vastehst, Maxl?"

"Es tut ma leid, Zenzi, aber i kann's net ändern. Und i wiederhol's — entweder er oder i!"

Dann sprang er auf und schritt zum Fenster, trommelte ingrimmig auf die Scheiben und starrte mit finsteren Augen zum Hof hinaus.

Die junge Bäuerin, eine ruhige und vernünftige Frau, war immer bestrebt gewesen, bei solchen Ausbrüchen ihren Mann zu besänftigen. Das hatte ihr manchmal viel Mühe gekostet. Sie wusste nur zu gut, dass es beim Alten nur die Sorge um das weitere Gedeihen des Hofes war, das ihn nicht zur Ruhe kommen liess. Der Max aber wollte das nicht einsehen; der Vater hatte ihm den Hof übergeben, nun wollte er auch der Herr sein, er allein. So konnte man ihm den Groll gegen den Vater immerhin einigermassen nachfühlen. Allerdings, dieser Groll hatte sich im Laufe der Zeit zu einer schlimmen Leidenschaft entwikkelt. Ein Glück, dass es der Zenzi in ihrer ruhigen und überlegenen Art bis jetzt immer noch gelungen war, die gelegentlich hieraus folgenden Ausbrüche zu steuern und ihren Mann zu beschwichtigen.

Sie näherte sich leise dem Fenster, legte dem Bauern die Hand auf die Schulter und sagte in ihrer begütigenden Art:

"I bitt' di, Maxl, hör auf mi und wart noch a weng zua. Jetz wird der Votta eh bald siebazig. Also sei stad und wart noch so lang, bis dös vorüber is. I denk', dass d' nacha von selba dei'n Willen kriegst, ohne lang z' streiten. Du werst sehn, es wird nacha alles wieder guat. Also, tu's mir und dem Buam z'liab, i bitt' di, Maxl!"

Der Bauer biss die Lippen aufeinander und schwieg. Es schien, als kämpfe er einen harten Kampf. Endlich aber wendete er sich um, reichte seiner Frau die Hand und erwiderte dumpf:

"Also guat, Zenzi, dir z'liab!"

*

Im Schlachterhof ging es heute hoch her. Der alte Lechner feierte seinen 70. Geburtstag. Zum Nachmittagskaffee, von der jungen Bäuerin mit grosser Sorgfalt auf dem blumengeschmückten Tisch mit Kuchen, Backwerk und dergleichen festlich hergerichtet, war die ganze Familie versammelt, darunter die von auswärts gekommenen beiden jüngsten Söhne des alten Lechner mit ihren Frauen und

Kindern und die Lechnerschen Dienstboten.

Der Max strengte sich an, die Erbitterung gegen den Vater zu vergessen, aber es wollte ihm nicht so recht gelingen. Sichtlich verstimmt und einsilbig sass er da und redete nur gezwungen. Wie er zu seinem Vater stand, das war ja kein Geheimnis. So konnte keine rechte Stimmung aufkommen. Es lag wie ein Druck auf der Festtafel, der nicht weichen wollte. Erst am Schluss, als die "Gaudi" zu Ende ging, taute man ein wenig auf. Nach einem flotten Zithervortrag mit lustigen Schnadahüpfeln ging die Gesellschaft auseinander.

Die Erwartungen der jungen Bäuerin hatten sich nicht erfüllt. Der alte Lechner verrichtete sein Tagwerk wie zuvor und nichts deutete darauf hin, dass er im Sinn hatte, es zu ändern.

Nun waren schon drei Wochen seit dem Geburtstag verflossen. Die Erbitterung des jungen Bauern hatte sich unterdessen zu masslosem Zorn gesteigert.

Die Bäuerin verfolgte die Stimmung ihres Mannes mit Angst und Bangen und befürchtete, dass sie eines Tages zur Entladung kommen werde. Was sollte sie tun, um schlimmen Ereignissen vorzubauen? Sie dachte hin und dachte her, allein sie fand keinen Ausweg. Sie konnte nichts anders tun als ihn immer im Auge behalten und durch gesteigerte Güte und Aufmerksamkeit seine düsteren Gedanken ablenken.

Eines Vormittags war sie ins Dorf gegangen. Der Max sass in der Wohnstube und schrieb einen Brief, der ihm offenbar viel Kopfzerbrechen machte. Dunkle Schatten lagen auf seinem scharf gemeisselten Gesicht, und aus den sonst so ruhigen und hellen Augen schossen Blitze. Da, plötzlich trat der Vater in die Stube.

"Ah, Max, do bist jo! I han di g'sucht!"

In seiner gereizten Laune gegen den Alten mochte der Max diese Anrede wohl als eine Herausforderung betrachtet haben. Er erwiderte ziemlich barsch:

So, g'suacht hast mi? Aba, dass d' as woasst — i han jetzt kei Zeit net!"

"Hoho, für dei'n Vottan kunnst schon a wenig Zeit übrig ham, moan i. I wollt' di bloss ebbs frog'n!"

"Du hast as jo schon g'hört — i han kei Zeit net!"

Er versuchte weiter zu schreiben, allein die Feder zitterte in seiner Hand, und die Buchstaben fingen an zu tanzen. Der Alte aber erwiderte:

"Sso — sso, hast für dei'n alt'n Vottan kei Zeit net! Kannst ma nacha wenigstens sag'n wo d' Zenzi is?"

Der Max sprang auf und stellte sich dem Vater gegenüber:

"Des geht di an Dreck o', hast mi verstand'n? Und jetza lass mir mei Ruah, gel? Mei Ruah will i — Hörst as?"

Grimmig und drohend keuchte er diese Worte hinaus. Dabei sauste seine Faust dröhnend auf die Tischplatte. Der Alte erbleichte und entgegnete zitternd:

"Max, Max — so red'st du mit dei'm alt'n Vottan? Tust denn di gor net schama — han?"

"Woas — i mi schama? Do muss i halt lach'n. Du sollst di schama, moan i, du, weil du im Hof no alleweil umanandkummandierst und den Herrn spuist. Aba dass d' as woasst: i mog nimma, i han die Gaudi satt. Schon vor zwei Johr hast mir'n Hof übergeb'n, aba jetzt is aus mit meia Geduld. Von heut an is Schluss. I rat dir, bleib fei drob'n auf deiner Stub'n, sunst woass i net was g'schicht."

Bei den letzten Worten, die der Sohn dem Vater wutverzerrt ins Gesicht schleuderte, packte er, seiner Sinne offenbar nicht mehr mächtig, den Alten mit beiden Fäusten an der Brust und schüttelte ihn erregt hin und her. In diesem Augenblick ging die Türe auf und die Bäuerin trat ein. Als sie die beiden Männer in dieser drohenden Stellung sah, schrie sie entsetzt auf. Mit einem Satz stürzte sie hinzu und packte mit aller Kraft die Arme ihres Mannes:

"Max, Max — so vergreifst di an dei'n Vottan! Schamst di net vor unserm Herrgott drob'n?"

Der Max liess die Arme sinken und fiel keuchend auf den nächsten Stuhl. Kreidebleich und nach Atem ringend, stand der alte Lechner da und stützte sich zitternd auf die Tischkante. Da fasste die Schwiegertochter ihn liebevoll unterm Arm und führte ihn behutsam zum Lehnstuhl. Dann kniete sie vor ihm nieder und streichelte seine schwieligen Hände. Langsam beruhigte sich der Alte, und leise sagte er:

"Vergelt's Gott, Zenzi! Warst alleweil gut zu mir — i dank dir tausendmal!"

Dann erhob er sich, warf dem Max einen ernsten Blick zu und verliess die Stube.

— — — — — — —

Der alte Ohrenstuhl in der Wohnstube wurde schon seit mehreren Tagen nicht mehr benützt. Der alte Lechner hatte sich nicht mehr blicken lassen und war in seiner Stube geblieben. Das Essen wurde ihm hinaufgebracht. Endlich am fünften

* * *

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah,
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.
O stör sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Fr. Hebbel



Tage kam er wieder zum Vorschein, sein Gesicht zeigte Falten, und seine sonst so straffe Haltung war gebeugt. Er betrat leise die Wohnstube, setzte sich auf den alten Lehnstuhl, der ein Erbstück von seinem Vater war, und streichelte feuchten Auges die Armlehnen. Dann liess er den Max zu sich bitten und erklärte ihm mit ruhigen, kurzen Worten, dass er morgen den Hof verlassen und sich bei einem seiner jüngsten Söhne eine Unterkunft suchen wolle.

Ueber diese Eröffnung war der Max zuerst ganz betroffen, und es schien fast, als ob ein besseres Gefühl ihn dränge, dem Vater diesen Vorsatz auszureden. Aber dann biss er sich auf die Lippen und erwiderte achselzuckend:

"Ganz wie d' moanst, Votta. Woasst, aus 'm Haus treib'n tuat di neamd, aber schliessli muasst doch einseh'n, dass es so nimma weitergeht. Es tut ma recht leid, aber du woasst as jo selba, dass nur oana der Herr sein ko!"

"Ganz recht hast, Max", versetzte der Alte ruhig; "i weiss, i bin an allem schuld, i allein, aber trotzdem darf i's sag'n: i han's guat g'meint, glaub ma's! Aber i han aa g'wusst, dass i eines Tages vom Hof heraus muass. Isma's doch prophezeit wor'n — damals, wie mei . . ."

Der Alte unterbrach plötzlich den letzten Satz, als habe ihm jemand einen Stoss gegeben. Er hatte sich unbedacht in alte Erinnerungen verloren und ganz vergessen, dass er zu seinem Sohn gesprochen, dem die Worte des Vaters vorläufig ein Rätsel blieben. Auf die Frage des jungen Bauern, was er g'meint habe, sagte der Alte abwehrend:

"Aah, nix is — nix . . ."

Andern Morgens trat der alte Lechner schon um vier Uhr auf den Hof hinaus. In märchenhafter Pracht stieg eben die Sonne aus dem Tal, und überall herrschte noch tiefe Stille. Der Alte schritt leise dahin und warf wehmütige Blicke auf alle die Dinge, die dort herumstanden, auf den grossen Dingerhaufen, die Odelfässer und auf die vielen Gerätschaften, Fuhrwerke und dergleichen, als ob er Abschied von ihnen nehmen wollte.

Dann schritt er hinüber in die Ställe. Die Pferde klirrten an der Kette, spitzten die Ohren und wendeten die Köpfe nach ihm. Mit liebkosenden Worten streichelte er jedem Hals und Mähne. Die Tiere schauten ihn traurig an, mit grossen Augen, geradeso, als ahnten sie, dass er gekommen war, um Abschied zu

nehmen. Und jedem Ochsen und jeder Kuh sagte er gute Worte und strich ihnen zärtlich über die weichen Flanken. Und alle blickten ihm nach mit grossen Glotzaugen, als der Alte den Stall verliess. Die Pferde wieherten und aus den Nüstern der Kühe drang wie ferner Donner ein zitterndes "M—u—u".

Dann wanderte er dahin über die Wiesen und die Felder und betrachtete zufrieden nickend die jungen Saaten.

Nach zwei Stunden kehrte er in den Hof zurück. In der Wohnstube traf er die junge Bäuerin mit verweinten Augen. Er legte ihr leise die Hand auf die Schulter und tröstete sie mit guten Worten, sie möge vernünftig sein und sich beruhigen, der Max habe vollkommen recht und es habe so kommen müssen. Daran und an seinem Entschluss sei nichts mehr zu ändern.

Dann ging er hinauf in seine Stube, schnürte sein Bündel und schaute sich eine Weile ernst und nachdenkend in dem Raume um. Darauf gab er sich einen Ruck und ging zurück in die Wohnstube, wo inzwischen der Max und der kleine Hansl sich am Frühstückstisch niedergelassen hatten.

Dem Max war offenbar beklommen zu Mute, er zeigte ein verlegenes Gesicht und vermochte den Vater kaum anzusehen. Der alte Lechner hingegen hatte in seinen ehernen Zügen den Ausdruck friedlicher Stimmung. Es schien, als habe er sich in das Unabänderliche gefügt.

Nach dem Frühstück, das ziemlich wortkarg verlief, erhob er sich rasch und schnürte sein Bündel auf den Rücken, wobei ihm die Schwiegertochter half. Er reichte ihr die Hand und sagte wehmütig:

"I dank dir nochmals tausadmal, dass d' alleweil sovui guat zu mir g'wen bist. Leb wohl, Zenzi. Gott b'hüat die!"

Die Bäuerin fuhr mit der Schürze über die Augen, die voll Tränen standen. Dann kam der Hansl und schmiegte sich an den Grossvater. Der alte fasste den blonden Kopf des Kleinen zwischen beide Hände:

"Muasst immer schön brav sein, Hansl, und dei'n Vottan und Muatta alleweil folg'n — gel, Bübei!"

Dann sagte er zu seinem Sohn:

"Gel, Max, du bist so guat und begleitest mi bis zum Marterlweg . . . i han noch mit dir z'red'n!"

Dann gingen sie, stumm nebeneinander. Kein Wort wurde gesprochen, bis die Grenze der Lechnerschen Aecker, der Marterlweg, erreicht war. Hier blieb der Alte vor einem bäuerlich und grob gemalten, alten Bildstöckl stehen, reichte dem Sohn die Hand und sagte mit mildem Lächeln:

"So, Max, b'hüt di Good, bleib g'sund und lass d'as guat geh'n. Du muasst net glaub'n, i sei bös auf di. Ka Spur net. So wie as kommen is, so hat's kommen müassa. Dös is mir schon vor dreissig Johr prophezeit wor'n, von dem alt'n Mo', den i damals hierher g'führt hab — do am gleich'n Fleck, wo i jetzt steh, grod hier vor'm Martertstock. Und wer moanst, wer dös g'wen is — han?"

Der junge Bauer zuckte zusammen und entfärbte sich:

"Der Grossvotta", keuchte er.

Der Alte schaute ihn prüfend an und sagte:

"I seh', du hast mi verstand'n! Jawohl, mei Votta war's, den damals i zum Marterlweg han bring'n müassa, mei'n alt'n Votta, mit dem i die gleiche G'schicht g'habt hab, wie du mit mir. Heut hat mi der Herrgott dafür bestraft, dass i den alten Mo' vom Hof hab geh'n lass'n. So, Max, leb wohl und vergiss mi net ganz!"

Der Max rang nach Atem, in ihm würgte es, als ob ihm jemand den Hals zuschnürte und mühsam stöhnte er hinaus:

"O, mein Gott! Votta — i bitt di — —"

Er konnte nicht weiter, die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Er sah plötzlich vor seinen Augen einen Abgrund, den er sich selbst gegraben. Eine warnende Stimme raunte ihm zu: Auch für dich wird einst die Stunde kommen, wo du die liebe alte Scholle verlassen musst, die Stunde, wo dein Sohn Hans dich zum Marterlweg führen wird. Dann trifft dich die Strafe Gottes!

Erschreckt streckte er dem Vater die Hand hin:

"Votta, Votta — i bitt di, sei wieder guat! I han net g'wusst, wie schlecht i war. Komm, Votta, kehr um und bleib bei uns, mir wer'n von heut an in Fried'n mitsamm'n schaff'n! Was mir g'hört, g'hört dir aa, und alleweil sollst as guat ham bei uns, Votta."

Die Augen des alten Mannes hatten sich mit Tränen gefüllt. In überströmendem Glücksgefühl ergriff er die Hand des Sohnes und drückte sie mit jugendlicher Kraft.

"I han g'wusst", sagte er dann freudig bewegt, "dass d' alleweil noch mei braver, guater Maxl bist!"

Dann nahm der Max dem Vater das Bündel von dem Rücken und schritt wohlgemut und fröhlich zurück zum Schlachterhof, wo sie von der jungen Bäuerin und dem kleinen Hansl mit Jubel begrüsst wurden.

"Gott sei Lob und Dank!" rief Frau Zenzi beglückt und drückte den beiden Männern kräftig die Hand.

Das heutige Erlebnis am Marterlweg wird der Max bis ans Ende seiner Tage nicht vergessen.

* * *

Klug ist, wer stets zur rechten Stunde kommt,
Doch klüger, wer zu gehen weiß, wenn es frommt.

E. Geibel

Die Einsamkeit des Ausgewanderten

"Christ Unterwegs"

Die seelsorgliche Fürsorge für die in der Welt zerstreut lebenden deutschen Glaubensbrüder gehört zweifellos zu den Pflichten, denen sich Volk und Kirche nicht entziehen darf. Wir wissen, wie viele Hunderttausende allein in den Nachkriegsjahren hinausgezogen sind in ferne Länder, um Heimat und Brot zu finden. In grossen Zügen wanderten sie vor 200 Jahren nach dem Südosten. Sie bauten ihre Dörfer und mitten drin die Kirche. Der Kirchturm war das Symbol der inneren Festigung. Gross war die alles Gute und Edle bewahrende Kraft der Kirche.

Im letzten Jahrhundert bewegten sich die Scharen der deutschen Auswanderer nach Nordamerika. Wir können kaum ermessen, wie viele religiöse und kulturelle Werte mit den Menschen hinüber gewandert sind. Eine amerikanische Kommission, die Deutschland besuchte, hat im Jahre 1946, also sehr kurz nach dem Kriegsende, in ihrem Gutachten bekannt, dass neben den Griechen und Römern kein Volk so wie die Deutschen seine Werte an die andern Völker verschwendet habe. Eine solche Feststellung ist weder Grund zum Stolz, noch zum Bedauern, sondern zu froher Dankbarkeit. Mit den Siedlern des 18. Jahrhunderts nach dem Südosten zogen Priester und Lehren der Heimat und ebenso fanden sich hochgesinnte Geistliche, die die deutschen Einwanderer des 19.Jahrhunderts über See begleiteten. Diese Vorbemerkungen sollen nur zeigen, wie man es immer als selbstverständlich empfand, dass die Kirche der Heimat ihre Söhne in die Fremde begleitete. Wir wollen keine Wanderungsgeschichte des deutschen Volkes erzählen, sondern in kurzen Zügen die seelisch-religiöse Not der Ausgewanderten aufzeigen und die Pflicht, ihnen verbunden zu bleiben.

Volk ist unabhängig von staatlicher Begrenzung. Volk ist erweiterte grossgewordene Familie. Wie die Familie, Eltern und Kinder, trotz der Eigenart der Persönlichkeit etwas Einheitliches bilden, so auch die Nachkommen der langen Kette der Generationen. In den Menschen gleichen Stammes sind auch die entsprechenden gleichen Wallungen des Herzens und Gemütes, und auf dem Unterbau der Gemüts- und Empfindungswelt baut sich die Welt der Gedanken, der Ideale auf, die ihren Eigenwert erhält von der Gemeinschaft des Volkes. So ist im Volke wie in der Familie eine Geistesverwandschaft in grossen Zügen, eine Aehnlichkeit der seelischen Haltung, eine Sinnesgemeinschaft höchster Art entwickelt. Ausdruck dieses Gemüts- und Geisteslebens ist die Sprache. Sie kommt aus dem Herzen und der Seele des Volkes. Und so gehört die Muttersprache zu den heiligsten, ja religiösen Gütern eines Volkes, weshalb es ein sinngemässer Wunsch der Kirche ist, dass die erste Kunde, die dem Kinde von den heiligen Dingen, von Gott, Christus und seiner Mutter gebracht wird in der Muttersprache gesagt werde.

Angehöriger, Glied des Volkes, bleibt auch der, der die Heimat verlässt. Er kann und soll nicht ein anderer werden. Er soll andere Art achten, nicht nachäffen. Er soll und muss eigene Art bewahren, wenn er nicht sich selbst verlieren will. Anpassen darf nicht Aufgabe des Eigenen werden. Einwachsen in ein anderes Volk ist ein organischer Wachstumsprozess und kein mechanisches Umbiegen. Dem Auswanderer begegnet eine fremde Umwelt, eine andere Sprache, eine andere Gemütswelt, anderes Reagieren. Dazu kommt der oft verzweifelte Kampf, Boden zu fassen und die leider oft grosse auri sacra fames, der verfluchte Goldhunger, die Sucht, Geld zu machen.

Soll der Mensch sich in solchen Umständen nicht selbst verlieren, braucht er starke seelische Reserven. Die stärkste haltende und helfende Kraft aber ist die Religion. Aber auch hier begegnet er oft Neuem und Fremden. Jedes Volk prägt ja sich selbst seine Religiosität, ihren Ausdruck und jedes anders, selbst bei völliger Gleichheit des zugrunde liegenden Glaubensinhaltes. Gerade aber die Religiosität, die persönliche Frömmigkeit, ist tief eingebettet in den mütterlichen Wurzelboden des Volkstums. Ueber 100 Jahre wohnt eine Gruppe Deutscher in Tovar in Venezuela, abgeschieden in herrlicher Gebirgseinsamkeit. Sie haben seit über 10 Jahren keinen Priester. Nun kamen zur Kirchweih drei Geistliche und hielten Gottesdienst und Predigt. Sie luden zur Beichte. Kaum jemand kam. Einer von ihnen, ein deutscher Priester, blieb noch eine Woche lang und hielt jeden Morgen eine deutsche Ansprache. Am dritten Tage war die Kirche voll von Leuten, die beichten wollten. Auf die erstaunte Frage des Priesters, warum sie nicht gekommen seien als drei Geistliche da waren, antwortete einer aus ihrer Mitte in heimatlichem Dialekt: "Pater, wir wolle halt deutsch beichte."

Dieses schlichte Beispiel spricht für viele andere und ersetzt gelehrte Untersuchungen. Zu Gott spricht man am liebsten in der Sprache des eigenen Volkes, selbst wenn man sie grammatikalisch schlechter beherrscht als die Landessprache der neuen Heimat.

Ungeheuer gross sind die Schwierigkeiten, den Glaubensbrüdern im Ausland jene Fürsorge und Seelsorge zuteil werden zu lassen, deren sie unter schwierigsten materiellen und geistigen, moralischen und religiösen Verhältnissen so dringend bedürfen. Gross sind sie zunächst von Seiten der Länder, in die sie vor kurz oder lang gekommen sind.

Zunächst stehen Vorurteile und Ressentiments aus vergangener Zeit im Wege. Die Apostel des einseitigen Nationalsozialistischen Kultus, die echtes nationales Bewusstsein in Rassenfanatismus umfälschten, die Schreier einer einseitigen Kulturpropaganda sind draussen noch nicht vergessen. Wenn auch der Hass sich allmählich abbaut, so bleibt leider ein gewisses Mass von Misstrauen. Noch schmerzlicher muss die Tatsache verzeichnet werden, dass bei den Deutschen bereits wieder die alten Fehler sich zu zeigen beginnen.

Schwierigkeiten bereitet das verstärkte Nationalbewusstsein in fast allen Ländern der Welt, besonders aber in Süd-Amerika, das freilich verbunden bleibt mit einem gewissen Minderwertigkeitsgefühl, das seinerseits wieder abreagiert wird durch Abwehr auch gegen vernünftige und massvolle Bestrebungen zur Sicherheit geistiger und religiöser Existenz des deutschen Einwanderers. Das gesunkene Ansehen Europas hat begreiflicherweise das Selbstgefühl dieser Völker gesteigert.

Nicht geringe Schwierigkeiten bereiten die Deutschen selbst, die im Ausland leben. Zunächst müssen die Schwierigkeiten innerhalb der deutschen Gruppen und Siedlungen im Ausland berücksichtigt werden. Man unterscheidet allgemein drei Gruppen:

1. Die Alteingesessenen, bei denen man wieder unterscheiden kann jene, die vor dem ersten Weltkrieg und jene, die nach dem ersten Weltkrieg kamen,
2. Die Imigration nach 1933,
3, die Neu-Einwanderer von 1945 an.

Allen gemeinsam ist wohl, dass sie mehr oder minder in der Geisteshaltung stehen blieben, die sie von Deutschland mitbrachten. Bei der ersten Gruppe ist es ein nationales liberales Denken, bei den Intellektuellen vielfach eine Lebens- und Weltanschauung, die aus preussisch-kantianischem Denken und ein wenig Nietzsche und einer späteren Dosis Hilerismus gemischt ist. Selbstverständlich finden sich die verschiedensten Nuancen und Abstufungen innerhalb dieser Gruppen.

In schroffem Gegensatz dazu steht die zweite Gruppe, die im **Gegensatz** zum Nationalismus aus Deutschland auswanderte und sich zum Teil in übertriebener Selbsteinschätzung für die einzig wahren und echten Vertreter eines gesunden deutschen Volkes halten.

Bei der dritten Gruppe, besonders bei denen, die in letzter Zeit auswandern, muss festgestellt werden, dass die Periode demütiger Anbetung alles Ausländischen, die nach 1945 einsetzte, bereits wieder abgelöst wird von einer prahlerischen Selbstüberschätzung. Die Deutschen bleiben so ungern in der Mitte. Jedes Anders-sein beurteilen sie als Schlechter-sein. Leichtfertig urteilen sie über Verhältnisse und Zustände, die sie nicht verstehen und machen sich dadurch bei den andern Völkern mit hartem unbedingten Werturteil verhasst, bei Menschen, die ja kaum ein klares "Nein" kennen und dafür jeweils ein liebenswürdig umschriebenes "Ja" sagen, von dem sie nicht annehmen, dass es ihnen geglaubt wird. Vielfach unvorbereitet und ohne Einführung in die fremden Verhältnisse ziehen sie von hier weg, erwarten ein Paradies bei möglichst wenig Arbeit und haben bei jeder Enttäuschung das Wort zur Hand: "Bei uns aber ist das so, wir würden das so machen." So findet der Neueinwanderer leider noch nicht einmal bei seinen eigenen Landsleuten Hilfe und Geborgenheit wie er sie erhoffte und braucht.

Die grössten Gefahren ergeben sich aber aus den seelsorglichen Verhältnissen in den Einwanderungsländern selbst. Man schätzt, dass z. B. 40 000 Priester in Südamerika, das einen Grossteil der Auswanderer aufnimmt, fehlen. Nach einer Statistik kommen in Italien auf 46 000 000 Katholiken 56 000 Priester; in Brasilien auf 50 000 000 Katholiken 6 000 Priester. Auf 3 000 qkm kommt in Paraguay 1 Priester. Auf 500 000

Wer Nur Den Lieben Gott Lässt Walten

Man halte nur ein wenig stille
Und sei doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns sich hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, wann es nützlich sei;
Wenn er uns nur hat treu erfunden,
Gemerket keine Heuchelei;
So kommt Gott, eh' wir uns versehn,
Und lässet uns viel Guts geschehn.

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Den, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Georg Neumark

* * *



MUTTER CHRISTI

Dich erlas von Ewigkeiten,
Der das Weltall weiss zu leiten,
Einen Ort sich zu bereiten,
Rein und gnadenvoll getan.

Ohne Wehen, ohne Klagen,
Unerhört seit Anfangs Tagen,
Hast den Heiland du getragen
Und geboren wundersam.

Schäumend bäumt sich Well auf Welle,
Schwankend schiesst durchs Sturmgefälle
Unser Schifflein, und das schnelle
Wird bedroht von vieler Not:

Lockende Sirenen singen,
Ungeheuer näher dringen,
Feinde wollen es bezwingen,
Rings ist Fährlichkeit und Tod.

O Maria, reich umwoben
Von der höchsten Sonne droben,
Die der Engel hat erhoben,
Prangest du nach Würdigkeit.

Adam von St. Viktor

* * *

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtstun ist Tod.

Seelen, die selbstverständlich weit zerstreut leben, 25 Priester. In einer venezolanischen Diözese stehen für 360 000 Seelen, zerstreut auf ein Gebiet von der Grösse Bayerns, 16 Priester zur Verfügung. Noch bedenklicher aber ist, dass von einer eigentlichen Pastoration, von Pfarrseelsorge und intensiver seelsorglicher Betreuung in unserem Sinne kaum die Rede sein kann. Der einheimische Priester hat z. B. in Südamerika wenig Verbindung mit dem Volke, ausser bei Gottesdienst und Sakramentenempfang. Hausbesuche sind fast unmöglich. Liturgische Gestaltung des Gottesdienstes, Teilnahme des Volkes an der Messe, Pfarrbewusstsein sind vielfach noch unbekannte Begriffe. Religionsunterricht ist weithin unmöglich, schon weil viele Kinder die Schulen nicht besuchen. Wir können uns wahrlich nicht beruhigen, wenn die Auswanderer in **katholische** Länder kommen. Im Gegenteil, diese Tatsache vermehrt die Gefahr für das Glaubensleben. In protestantischen Ländern würden sie eher noch durch den Gegensatz gehalten. Hier zieht die Gleichheit des äusseren konfessionellen Bekenntnisses nur mit verstärktem Sog den Menschen hinab. Zu einem Missionar sagte ein Schwarzer: "Warum dürfen wir eigentlich nicht lügen und stehlen wie die Weissen?" Bei unsern deutschen Katholiken in manchen katholischen Staaten des Auslandes erhebt sich eine ähnliche Frage. Sie gewöhnen sich all zu leicht daran zu sagen: "Wenn die hiesigen Katholiken das tun oder lassen, dürfen wir es nicht ebenso machen?" Klima und Lässigkeit des Lebens tragen das ihre dazu bei, den Glaubensbestand und den sittlichen Halt, — noch nicht einmal langsam, — sondern mit tropischer Schnelligkeit anzufressen und zu zernagen. Ein Siedler, der seit einem halben Jahr etwa in Venezuela ist, schreibt: "Der geistige und sittliche Verfall ist für uns unausbleiblich ohne einen richtigen Priester."

Wir können uns auch nicht damit beruhigen zu sagen: "Es ist drüben eine kirchliche Ordnung. Es sind Bischöfe dort, deutsche Ordensleute, deutsche Priester. Freilich sind Bischöfe dort. Aber was soll der Bischof von Cumana z. B. für deutsche Einwanderer tun, wenn er für 360 000 Seelen 16 Priester hat? Ich habe mit einem Bischof ganz offen ungefähr dasselbe gepsrochen, was ich eben über die religiösen Verhältnisse gesagt habe. Der Bischof hat mir zugestimmt und hat mir offen zugegeben: "Ich kann für Ihre deutschen Siedler, falls in meiner Diözese die geplante Siedlung errichtet wird, **gar nichts** tun. Sie müssen selbst sehen, dass sie einen Priester

mitbringen." Aber es sind Ordensleute dort. Doch auch diese sind überlastet. Sie können gerade das Notwendigste an liturgischen Handlungen, Sakramentenspendung vollziehen, so dass für eigentliche seelsorglichen Aufgaben und Sonderbetreuung vielfach auch beim allerbesten Willen und bei grösster Bereitschaft keine Zeit mehr bleibt.

Wenn wir nun noch daran denken, dass viele Katholiken, die hinübergehen schon religiös angekränkelt ankommen, so braucht es nicht viel Phantasie sich auszumalen, wie sie sich in den völlig anders gearteten Verhältnissen bewähren werden.

Nach all dem scheint beinahe der Schluss unabwendbar: Vom seelsorglichen Gewissen her müssten wir mit allen Mitteln verhindern, dass noch ein deutscher Katholik auswandert. Das sind übrigens Worte, die mir oft von deutschen Katholiken im Ausland geschrieben wurden, und die ich nicht eher verstand, als bis ich selbst in einem Kolonisationsgebiet in Uebersee sein durfte. Da dieser Weg nicht gangbar und nicht zu verantworten ist, müssen wir versuchen, den andern zu gehen, nämlich mit allen Mitteln zu helfen. Es geht um die Rettung der christlichen Kultur, des Glaubenslebens und der ewigen Seligkeit unserer Glaubensbrüder. Es geht um noch viel viel mehr. Es geht nicht nur darum, dass diese unsere Brüder nicht untergepflügt werden in ein vielfach faules und morsches sogenanntes Christentum, sondern darum, dass sie nicht nur erhalten bleiben, sondern auch wirken und Apostel werden. Es geht darum, dass aus unsern einigermassen noch guten Familien Priesternachwuchs kommt, der dann nicht nur unseren Glaubensbrüdern, sondern auch den Völkern unter denen sie leben, Gottes Wort und Gnade vermitteln kann. Es handelt sich nicht nur um bewahrende Massnahmen, es handelt sich um ein wirklich grosses — man darf wohl sagen — Missionswerk.

Wenn im Vohergehenden sehr stark südamerikanische Verhältnisse berücksichtigt wurden, so kann mit vollem Recht gesagt werden, dass der Ausgewanderte überall in der Welt die sorgsame Pflege seiner heimatlichen Kirche braucht, zum mindesten so lange, bis er feste Wurzeln geschlagen hat, wenn er nicht als seelisch-geistig und religiös Einsamer verkümmern soll. Die Kirche hat keineswegs volkstumpolitische Aufgaben. Ja, wir können **den** nicht verdammen, der schicksalhaft oder mit innerer ehrlicher Notwendigkeit in den Schoss eines andern Volkstums geführt wird, ohne die Achtung vor seinem Ursprung zu verlieren. Viele unserer Glaubensbrüder aber, die hinaus ziehen, lassen Volkstum und Väter im Stich aus Wankelmut oder um schnöden Gewinn. Sie verlieren damit eben so sicher die Verbindung mit Gott und der Kirche. Der berühmte Kunstgeschichtler Winckelmann liess sich ein Kirchengesangbuch aus der Heimat nach Rom schicken, weil er die deutschen Kirchenlieder in der Fremde nicht entbehren wollte.

Die deutschen Katholiken sind verpflichtet, wie auch unsere evangelischen Glaubensbrüder die Verpflichtungen zu erkennen und zu erfüllen suchen, den Weg unserer Glaubensbrüder in neue Welten liebend und helfend zu begleiten. Wir müssen sie unterstützen, das Glaubensgut ihrer Väter zu erhalten und zu bewahren. Gehen sie aber religiös zugrunde, so sind sie meist auch in ihrer menschlichen Existenz gefährdet oder verloren und umgekehrt. Sie werden dann auch kaum in ihrer neuen Heimat wirklich Wertvolles schaffen. In dem Lärm der Grossstädte und erst recht in abgelegenen Farmen sind sie oft Einsame, unsere Brüder und Schwestern, die eine neue Heimat suchen. Wir dürfen sie über der Problematik unseres eigenen Schicksals nicht vergessen.

Die Gnade

In stillen Tagen hörte ich die Gnade
Milde sprechen, leise, wundersam.
Dein göttlich Herz sich neigte zu dem Pfade,
Wo müde Seelen wandern, ach, so arm!

Deine heiligen Hände strecktest Du entgegen
Und ich beugte tief mein schuldig Haupt,
Um es liebend in Deinen Schoß zu legen,
Flehend, weinend, stille, ohne Laut.

Und nach Ablauf dieser heiligen Tage
Ward ich neu geboren wie noch nie,
Das viele Warum, Seelennot und Plage
Schmolzen ein in göttliche Harmonie.

Helene Ordody

Rechte Arbeit

Wer ernstlich will und redlich strebt
Im Leben weiter sich zu bringen,
Dabei den Blick zu Gott erhebt,
Dem muß sein Tagewerk gelingen.

Wer rüstig schafft, sich fleißig müht
Und das Errung'ne sparsam hütet,
Dem auch des Fleißes Segen blüht,
Das Glück die vollen Hände bietet.

Wer dann bedenkt, daß Gott es war,
Der ihm dies alles hat gegeben,
Der wird sein Gut auch immerdar
Benützen für das ew'ge Leben.

H. Matzke

Vom Wert des Geringen

("Das Hilfswerk")

Jesus Christus hat sich mit den geringsten Brüdern identifiziert. Damit ist dem Begriff des Geringen von Anfang an der Beigeschmack des Minderwertigen genommen. Der natürliche Mensch versucht, sich von der Welt des Geringen so weit als möglich fern zu halten. Denn die Geringen sind für ihn die Schwachen, die Menschen, die weder für die Politik, noch für die Wirtschaft und die Kultur eine Bedeutung haben. Die Geringen haben keine bekannten Namen. Sie stehen nicht auf der Liste der Berühmten, über die die illustrierten Zeitungen berichten. Aber nun ist Jesus Christus in diese Welt gekommen. Für ihn sind die Grossen in der Welt nicht die Grossen, und die Geringen sind für ihn nicht die die Geringen. Er ist selber auch ein Geringer geworden und hat so die Geringen aus ihrer Niedrigkeit und Verachtung herausgehoben. "Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

Eine solche Umstellung aller Werte hat keine andere Revolution alter oder neuer Zeit hervorgebracht.

Die Menschen mögen in der Welt vieles ordnen und aufbauen. Sie können allerlei Werte schaffen. Dadurch werden sie vor Gott nicht grösser als die Schwachen und Geringen. In den Augen Gottes bedeutet es am Ende der Tage nichts, wenn eine bewunderte Persönlichkeit einen grossen Eindruck auf die Menschen gemacht hat. Zu den Gesegneten des Herrn gehören vielmehr jene, welche sich der Geringen angenommen haben, die ihnen Nahrung und Kleidung und alles, was sie entbehrten, gegeben haben.

Die Kirche Jesu Christi ist berufen, der Welt die Augen für diese Sicht Gottes zu öffnen. Sie hat überall und allezeit auf die besondere Liebe Gottes zu den Geringen hinzuweisen. Wo sie dies nicht getan hat, gleicht sie dem Salz, das unbrauchbar geworden ist.

Wo die Kirche diesem Auftrag gegenüber treu ist, steht sie in einer Spannung zur Welt; denn die Welt möchte nicht gering sondern gross sein. Der natürliche Mensch weiss nicht, wie fragwürdig alle menschliche Grösse in Gottes Augen ist. Er weiss nichts von der unbegreiflichen Liebe Christi zu den geringsten Brüdern.

Wir sind alle zur Liebe am geringen Bruder nicht so bereit, wie wir das sein sollten. Wir haben Mühe, in der Hetze des Tages Zeit für die Nöte unserer Mitmenschen zu finden. Es fällt uns schon schwer, einen Bericht über die Bedrängnis des geringen Bruders zu lesen. Und doch müsste unsere Bereitschaft damit beginnen, dass wir als Christen vor allem andern wieder Zeit und Interesse finden für den geringen Bruder.

Als Christen haben wir jedem einzelnen Menschen gegenüber, der uns in irgend einer Not begegnet, eine Verpflichtung. Denn von jedem dieser Elenden gilt das Wort Christi: "Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, oder eben nicht getan habt, das habt ihr mir getan oder eben nicht getan." Dieses Wort gilt nicht etwa nur vom gläubigen Bruder. Es gilt genau so vom Ungläubigen. Denn dieser andere ist ja vielleicht darum ungläubig, weil sich niemand um ihn gekümmert hat, als er in Not war.

Es ist heute mehr denn je eine Lebensfrage für die christliche Kirche, dass sie am geringen Bruder nicht vorübergeht. Eine weltweite Macht erhebt in unseren Tagen den Anspruch, dem geringen Bruder in allen Ländern und aller Rassen Hilfe zu bringen. Sie behauptet, so helfen zu können, dass es in absehbarer Zeit keine geringen Brüder mehr gebe. Aber wir sind überzeugt, dass die Christenheit sich viel ernsthafter als sie bisher getan hat, um den geringen Bruder in der Welt kümmern muss. Es liegt eine grosse Tragik darin, dass sie das im Laufe der Jahrhunderte ihrer Geschichte zu wenig getan hat.

Kein Hilfswerk der Kirche ist in der Lage, den geringen Brüdern unserer Zeit durchgreifend Hilfe zu bringen. Wir leiden darunter, dass unsere Möglichkeiten so sehr beschränkt sind. Aber ein kirchliches Hilfswerk kann dazu beitragen, die Verantwortung für den geringen Bruder zu fördern. Dabei wird es wichtig sein, dass wir immer klarer erkennen, wie wir alle geringe Brüder sind. Die Gemeinde Christi ist die Versammlung der Geringen, die wissen, dass ihnen jeder Ruhm mangelt. Wer das weiss, kann keinen Menschen in gesetzlicher Weise richten und verurteilen. Er weiss, dass er selber nur bestehen kann, weil Gott sich in unergründlicher Barmherzigkeit der Geringen erbarmt. Aus Dankbarkeit für solche verdiente Güte wird er sich des geringen Bruders annehmen. Eine Kirche, die das weiss und tut, wird keine Macht dieser Welt zerstören können.

Krummholz

von Hans Stiftegger

Von den letzten verwitterten, sturmzerzausten Bäumen bis hinauf ins graue Geklüft der Felsen ist der Berg mit grünen, niederem Holz überzogen, das von ferne wie eine saftige Wiese aussieht. Als ein immergrüner Mantel liegt über die Hänge das Krummholz gebreitet, die zähe Latsche, ein niederer, dicht verwachsener, harziger Wald. Wer in diese Latschenwildnis gerät, der hat Mühe genug, sich wieder aus ihr zu befreien. Der Jäger findet manchmal im Krummholz das bleiche Gebein einer Gemse, die im letzten Winter hier von der Lawine ereilt worden ist. Das Krummholz hält mit seinen zähen Armen alles umpfangen, was einmal in sein grünes Bereich gebettet wurde, kein Wind kann es vertragen, kein Regensturz abschwemmen.

Seltsam ist es einmal dem Jakob Wögreiner ergangen, dem jungen Forstgehilfen im Rannatal. Der Jakob ist eine Zeitlang gern auf die Kapplalm gestiegen. Er war nicht der einzige. So gut ausgetreten sind alle Jägersteige auf dem Kapplberg schon lange nicht gewesen wie dazumalen, als auf der Kapplalm eine schöne Sennin, die Gertraud Geischläger, wirtschaftete. So schön sie war, so unbändig stolz war sie. Das halten wir ihr zugute, aber das nahmen ihr all die Jäger, die des Weges kamen, sehr für übel. Denn, meinten sie, was nützt alle Schönheit bei soviel Stolz? Wir aber meinen, dass sich Schönheit zu wahren und zu wehren wissen muss, sonst wird sie bald schleissig.

Einmal hat sich der Jakob Wögreiner gedacht: Wenn sie stolz und schön ist, so wird sie auch eitel sein, die Gertraud Geischläger. Und da hat er seine paar ersparten Silberstücke in den Sack getan und hat am Sonntag beim Kramer in Kapplgraben ein berückend schönes seidenes Halstüchel gekauft, das schönste und teuerste, das der Kramer gehabt hat. Während er im Laden stand und den Kauf aushandelte, sind auch ein paar Dirndln dagewesen; die haben lange Hälse gemacht und haben getuschelt und hätten es gern gewusst, für wen denn in aller Welt der schlanke Forstgehilfe Jakob gar so ein schönes Halstüchl aussuche. Er hat es aber nicht gesagt, hat seinen Kauf fürsorglich eingewickelt und ist gegangen. Geradewegs gegen die Alm ist er gestiegen. Er war seiner Sache sicher. Heute endlich müsste sie ihm ein freundliches Lächeln, ein liebes Wort schenken, die unbändig stolze Gertraud Geischläger.

Wie der Jakob aus dem Wald hinauskommt auf die freie Blösse und rund um ihn schon die Felsen aufsteigen und dazwischen das Krummholz weit und breit um alle Hänge grünt und duftet, da setzt er sich auf einen Stein und nimmt das Tüchl aus dem seidenen Papier und betrachtet es. Aber es ist ein windiger Tag und solche groben Forstgehilfenhände sind nicht gewohnt, mit Seidentüchlein umzugehen, sie fassen gar zu zart, gar zu unfest an. Jählings kommt ein Windstoss und reisst dem Jakob das Tüchlein aus den Händen. Er springt gleich nach, aber das Tüchel wirbelt hoch in den Lüften, flattert wie ein Vogel am Hange dahin, glitzert in der Sonne und fällt endlich weit, weit drüben im Krummholz nieder. Sogleich macht sich der Forstgehilfe auf die Suche, klettert stundenlang in dem Gewirr von Zerben auf und nieder, späht und äugt auf und ab, windet sich ohne Rast durch die verwachsenen, zähen Latschen und will es nicht und nicht glauben, dass er das Tüchel nimmer sollte finden können. Aber endlich am Nachmittag, wie schon die Dämmerung hereinbricht, muss er doch daran glauben.

Da hat es der Jakob Wögreiner für diesen Tag aufgegeben, aber am nächsten Morgen ist er gleich wieder auf den Berg und hebt von neuem zu suchen an. Soll man es für möglich halten, dass ein Forstgehilfe ein windvertragenes Tüchl nicht wiederfinden kann? Wenn man das dem Jakob, der Augen hat wie ein Habicht, einmal gesagt hätte, er hätte darüber gelacht. Jetzt aber muss er erkennen, dass so etwas doch möglich ist. Das Tüchel ist und bleibt verloren.

Den Jakob ärgerte dieser leidige Verlust nicht wenig. Denn erstens muss er einige schöne Jahre sparen, bis er die Silberstücke wieder beiseite gelegt hat, und zweitens ist genau solch ein Tüchel überhaupt nicht mehr zu haben. Und mit dem freundlichen Lächeln und dem lieben Wort der unbändig stolzen Sennerin ist es jetzt auch vorbei.

Seitdem geht der Jäger lieber gar nicht mehr hinauf auf die Kapplalm.

Aber die Sache ist viel, viel besser ausgegangen, als sich der Jakob hätte träumen lassen.

Die schöne Sennerin Gertraud Geischläger nämlich hat es wohl bemerkt, dass von den vielen Besuchern einer ausgeblieben ist. Von keinem der vielen andern hätte sie es bemerkt. Aber vom Jakob Wögreiner hat sie es wohl bemerkt, und es hat ihr nicht übel gefallen, dass gerade dieser eine stolz geworden ist und aufgehört hat, um ihre Gunst zu werben. Denn die zudringlichen Männer hat sie nicht leiden mögen. Ihr, der Stolzen, war der Stolze lieber und das hat sie dem Jakob auch gesagt, wie sie ihn später einmal auf dem Almweg getroffen hat. Den wirklichen Grund, weshalb er nicht mehr kam, hat ihr der Jakob natürlich

nicht verraten. Damals nicht. Und auch ein halbes Jahr später nicht, wie die stolze, schöne Sennerin schon Frau Forstgehilfin gewesen ist.

Erst ein Jahr später, im nächsten Frühling, hat sie es erfahren.

Da hat nämlich einmal der Jakob, wie er eben von einem Pirschgang am Kapplberg heimgekommen ist, aus der Jagdtasche vorsichtig ein feines, regenverwaschenes, fast schon zermorschtes und zerfallenes Fetzlein herausgenommen und behutsam auf den Tisch gelegt. Was denn das bedeuten solle, hat die Gertraud gefragt. Da hat der Jakob gelacht und hat ihr die Geschichte von dem Tüchl erzählt, das er ihr dazumalen bringen wollte, das ihm der Wind davontrug, und das in den Latschen aufgehoben war bis auf den heutigen Tag.

“Gottlob, dass es der Wind davongetragen hat!” sagte er.

“Ja Gottlob”, sagte sie sinnend, “sonst wären wir heut’ nicht so glücklich. Denn mit einem seidenen Tüchl hätt’st du eine Gertraud Geischläger nicht gefangen.”

Schmuggelware

Von J. P. Balje

Professor Kamminga, der mit einer Regierungsmission in Paris betraut war, sah uninteressiert in das Menschengewühl des Rotterdamer Perrons, als plötzlich sein Auge auf einer schlanken Gestalt haften blieb, die ihm bekannt vorkam. Sie machte einen erregten Eindruck, und durch Zufall ergab es sich, daß sie gerade bei seinem Coupe den Blick zu ihm herüberwandte. Und jetzt wußte Professor Kamminga: Er hatte die Dame vor einigen Wochen bei seinem Freunde, dem Maler Van der Hoeven, getroffen, und schon damals war ihm der seltsame Reiz ihrer Züge aufgefallen.

Aber sie schien ihn nicht zu erkennen, denn schon glitten ihre Augen zu den nächsten Coupes weiter, und sie ging mit raschen trippelnden Schritten vorbei. Ein paar Minuten später ratterte der Zug durch das düstere Rotterdam. Eine leise Stimme hinter ihm ließ den Professor plötzlich aufblicken.

„Guten Tag, Herr Professor!“

Am Coupeeingang stand die junge Dame, die vor wenigen Minuten seine Aufmerksamkeit erregt hatte und deren Name ihm entfallen war. Sie hatte ihn also anscheinend doch gesehen. . . .

„Guten Tag, Mevrouw . . .,“ Kamminga stockte.

Sie lachte hell auf. „Nur zu, Herr Professor! Versuchen Sie einmal, sich zu erinnern.“ Sie half ihm dabei. „Ihr Freund Van der Hoeven hat mich doch vorgestellt: Agatha Reydon.“

Da fiel es auch ihm ein. Natürlich, er hatte sich damals noch gewundert, daß eine so modern erscheinende Frau einen so hoffnungslos altmodischen Vornamen hatte.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen,“ beruhigte sie ihn, „ich kenne sie, die zerstreuten Herren Professoren. Wenn auch nur aus den Witzblättern. Darf ich in Ihr Coupe?“

Kamminga beeilte sich, den Eckplatz ihm gegenüber für sie freizumachen, und bald darauf plauderten sie in der gleichen frischen Art weiter.

*

Allerdings fiel es Kamminga auf, daß sie mit den Gedanken nicht recht bei der Sache war. Und als sie sich bei Rosendaal der holländisch-belgischen Grenze näherten, wurde sie geradezu nervös. Immer wieder schien sie eine Frage auf der Zunge zu haben, um sie dann doch im letzten Augenblick wieder zurückzuhalten. Aber dann kam es doch dazu.

„Hören Sie“, sagte sie, während sie sich neben ihn setzte und ihre nervösen Finger an seinem Ärmel zupften, „ich muß Sie um eine große Gefälligkeit bitten. Sie fahren nach Paris, nicht wahr? Ich habe ein Päckchen, das in Paris besorgt werden muß, am besten so rasch wie irgend möglich. Aber ich habe in Antwerpen noch sehr Wichtiges zu erledigen, und der Post darf ich das Päckchen nicht anvertrauen. Würden Sie es bitte im Hotel Weber abgeben? Die Adresse steht darauf. Hoffentlich kostet es Sie nicht zuviel Zeit?“

Ihre großen, interessanten Augen sahen ihn bittend an, und Kamminga lächelte. „Heute abend habe ich doch nichts zu tun“, sagte er, „und wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann . . .“

Es war, als fiele eine schwere Last von ihr ab. „Sie sind wundervoll!“ sagte sie jauchzend. „Sehen Sie, hier ist es.“

Sie öffnete ihr Köfferchen und händigte ihm ein kleines Paket aus. Er steckte es in die Brusttasche und versprach ihr, es noch

diesen Abend abzugeben.

Fünf Minuten später war die Grenzstation Esschen erreicht, und die belgischen Zöllner kamen in den Zug. „Nichts zu verzollen?" fragte der Beamte. Sie schüttelte den Kopf und öffnete ihr Köfferchen. Der Zollbeamte durchsuchte es flüchtig und wandte sich dann zu Kamminga. Der Professor blickte zu der Dame hinüber und bemerkte, daß die Hände, die ihren Koffer wieder schlossen, zitterten.

„Ja, ich habe etwas", sagte er ruhig, „diese Dame ist eine Schmugglerin; sie wollte ein Päckchen, das vermutlich Diamanten enthält, von mir durchschmuggeln lassen. Ich reise in einer Angelegenheit der holländischen Regierung, und sie hat sich offenbar darauf verlassen, daß man mich keiner allzu gründlichen Durchsuchung unterwerfen würde. Sie hat mir also dieses Päckchen übergeben; als ich es annahm, hörte ich die Steine darin rasseln."

Totbleich starrte ihn seine Mitreisende an. Es währte einen Augenblick, bis sie sich gefaßt hatte. „Das ist eine Lüge!" protestierte sie dann. „Ich kenne das Päckchen nicht und habe es nie gesehen."

*

Professor Kamminga bewunderte den Grad ihrer Selbstbeherrschung. Es entstand ein Aufenthalt; das Gepäck der Dame wurde nochmals geprüft und sie selbst peinlich genau durchsucht, aber gefunden wurde nichts. Und da man keinen Beweis für Professor Kammingas Behauptung hatte, mußte man sie wohl gehen lassen. Das Päckchen mit den Steinen wurde natürlich beschlagnahmt.

„Sie haben mich schmählich behandelt", schmollte sie, als der Zug weiterfuhr, „und eigentlich müßte ich Ihnen ganz böse sein."

Professor Kamminga lachte. „Ehrlich gestanden, verstehe ich nicht, weshalb Sie noch mit mir im gleichen Coupe reisen wollen", bemerkte er.

Sie sah ihn düster an. „Eigentlich müßte ich auch sofort in ein anderes Coupe gehen", gab sie zu.

„Aber ... Sie tun es doch nicht." In seinem Ton lag etwas, das sie mißtrauisch aufblicken ließ.

„Sie tun es nicht", sagte Kamminga, „denn Sie haben das andere Päckchen noch nicht!" Sie schrak zusammen und wurde feuerrot. „Das andere Päckchen.?"

*

Ruhig nickte Kamminga. „Das andere Päckchen", bestätigte er, „von dem ich offiziell nichts weiß. Aber das sie geschickt in meine Manteltasche gesteckt haben, als sie neben mir saßen, und das sich wohl noch darin befinden wird."

Sie drückte die Hand auf die Herzgegend, und in ihm glomm Mitleid auf.

„Ich durchschaute den Trick sofort," sagte er. „Es war zu deutlich, daß Sie mich merken lassen wollten, es solle etwas geschmuggelt werden. Deshalb waren die Steine so lose verpackt, daß ich ihr Rasseln vernehmen mußte. Es waren wohl Imitationen, nicht wahr? Das habe ich mir gedacht. Sie mußten natürlich entdeckt werden, und dann hätte man natürlich bei mir nicht weiter gesucht. Als sie sich so dicht neben mich setzten, hatten Sie eine prachtvolle Gelegenheit, das Päckchen mit den echten Steinen in meinem Mantel verschwinden zu lassen. Und alles verlief nach Wunsch. Niemand hätte Ihnen natürlich etwas beweisen können. Und jetzt — jetzt haben Sie auf eine Gelegenheit gewartet, das Päckchen wieder aus meinem Mantel hervorzuholen, nicht wahr?"

Sie saß ihm totenbleich gegenüber, ohne etwas zu sagen. Seltsam, dachte Kamminga, warum habe ich Mitleid mit ihr? Warum kann ich sie nicht leiden sehen? Ich müßte doch ... ach was? Und plötzlich brach er in ein schallendes Gelächter aus:

„Bewundern Sie meine Phantasie nicht?" fragte er. „So hätte es sein können! Sehen Sie, ich lese halt zuweilen Edgar Wallace und Phillips Oppenheim. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich muß sie auf einen Augenblick verlassen."

Er verließ das Coupe, und als er einige Minuten .päter zurückkam, saß sie auf dem gleichen Platz, aber ihr Gesicht sah ganz anders aus. Als ob die Sonne durch sehr schwere Wolken gedrungen sei.

In Antwerpen reichte er ihr die Hand. „Es tut mir leid", sagte er, „aber ich konnte das Diamantenpäckchen nicht für Sie nach Paris mitnehmen — entschuldigen Sie mich."

Sie lächelte: „Aber dennoch danke ich Ihnen!"

Als sie schon auf dem Perron stand, rief er noch etwas. Sie kam zurück.

„Die Professoren aus den Witzblättern gibt es nicht!" sagte er.

„Das habe ich gemerkt!" gab sie zu.

* * *

Der Leichtsinn löscht oft in einem Augenblick des Glückes Fackel wie der Wind das unbeschützte Licht — und die Nacht des Unglücks ist da.

* * *

Fröhlicher Sinn ist eine große Gabe Gottes; dem, der Böses tut, wird sie weggenommen.

Das seltsame Erlebnis

Eine wahre Geschichte aus Bayern

von Clara Nordström

Es war ein Sommerabend vor mehr als zwanzig Jahren. Eine junge Frau bewohnte damals mit ihrem kleinen Sohn ein altes Haus auf einem Berge des Bayrischen Waldes. Einen sehr großen Raum, der sich im ersten Stockwerk des Hauses befand, hatte sie durch Gipsdielen in zwei Räume teilen lassen. Dabei wurde aber versäumt, der langen und hohen Gipswand Pfeiler als Stütze zu geben. Wenn auch nur eine Tür im Hause zufiel, zitterte die ganze Wand. So blieb es jahrelang.

Auf der einen Seite der Wand lag ein Zimmer, in dem die Frau mit ihrem fünfjährigen Sohne Gotthard zu schlafen pflegte.

Als sie an jenem Sommerabend die Hand ausstreckte, um das elektrische Licht zu löschen, vernahm sie aus dem Zimmer nebenan, wo ein Fenster offen stand, ein so seltsames Klagen des Windes, daß sie verwundert die Hand sinken ließ. Im nächsten Augenblick vermeinte sie deutlich zu sehen, daß die hohe Gipswand sich nach der Seite des Zimmers, in dem sie sich befand, ganz stark hereinwölbte und sich sofort wieder aufrichtete.

Das tiefe Staunen, das die Frau befiel, verwandelte sich sofort in Unzufriedenheit mit sich selbst, denn sie verstand, daß sie eine Sinnestäuschung gehabt haben mußte, eine „Einbildung", wie sie sich vorwurfsvoll sagte. Während sie aber dann in der Nacht wach lag, stieg immer deutlicher ein Ahnen in ihr auf, daß dieses seltsame Erlebnis vielleicht eine Warnung gewesen sei. Doch wer hatte sie in dem Fall gewarnt? Gott? Ja, Gott, der ihre Mutter so oft vor Gefahren gewarnt hatte.

Schon am nächsten Morgen bestellte die Frau hohe und sehr feste Pfeiler zur Stütze für die Wand. Und sie wurden rasch angebracht.

Drei Tage später stieg ein Julimorgen strahlend über den Bergen des Bayrischen Waldes auf. Unterhalb des Hauses wogten reife Kornfelder bis hinab in das Tal des Regenflusses. Noch sangen die Vögel sorglos in den Bäumen, und die fleißigen Waldbauern verrichteten nichts Böses ahnend, ihre Arbeit. Am Nachmittag kam der kleine Gotthard mit seiner Spielkameradin aus dem Dorf eilig die Treppe herauf. Beide verschwanden in das innere Zimmer, in dem er mit der Mutter schlief.

Als die Frau aus dem andern Zimmer einen Blick durch das Fenster über das weite Tal hinaussandte, bemerkte sie, daß von dem fernen Horizont her sich eine schieferblaue Wolkenwand näherte, die vom Himmel bis zur Erde reichte. Und vor ihr bewegte sich etwas Weißes. Mit Entsetzen erfaßte sie, daß ein ungeheures Naturereignis bevorstand.

So rasch sie es vermochte, schaltete sie das elektrische Licht des Hauses aus, schloß einige Fenster und eilte zu den Kindern hinein. Kaum hatte sie das Zimmer betreten, als die Sonne verschwand und ein unheimliches Geheul über das Haus dahinzog. Schon wurden draußen mächtige Baumäste, halbe Bäume und viele tote Vögel waagerecht durch die Luft getragen.

Ganz schnell schloß die Frau jetzt auch noch die Fensterläden, die von innen angebracht waren. Sie standen nun im Dunkeln. Es blieb ihr gar keine Zeit, um etwas zu erklären, denn im selben

* * *

Dem rechten Bauersmann, der im Bauernberuf Gottesdienst und Dienst an den Brüdern erblickt, ihm wird das Herz in dieser Zeit der Ernte wach werden. Bald werden seine Scheunen wieder vollgepackt stehen. Und frisches Brot das Haus durchduften und die Herzen erfreuen. Und auch der Städter sollte in diesen Wochen des Erntesegens und der harten Arbeit des Bauern denken. Stadt und Land Hand in Hand im Bitten und Denken und Sorgen um eine gute Ernte. Stadt und Land Hand in Hand in gemeinsamem Denken und Danken, wenn die Ernte geborgen ist: Gott hat es vollbracht!

Bernhard Bergmann

Augenblick war das Fürchterliche über ihnen. Nicht nur die Fensterscheiben dieses alten Hauses und aller Häuser des Dorfes, ja, der ganzen Gegend wurden in dieser Stunde zerschmettert, Hausdächer hob der Orkan ab, an mehreren Häusern stürzten Wände ein, an einem großen Teil des Bayrischen Waldes wurden die Bäume in halber Höhe abgebrochen. Viele Menschen starben durch den Luftdruck, und auf den Feldern der sehr armen Bevölkerung riß der Orkan die ganze reife Ernte ab und trug sie fort. Dabei dröhnte es so furchtbar, daß jeder Mensch der Gegend glaubte, im nächsten Augenblick vom Tode gefaßt zu werden.

Das kleine Mädchen begann laut zu weinen. Gotthard packte seine Mutter fest am Rock. Sie standen nebeneinander dicht vor der hohen Gipswand, doch das fiel der Frau in jenen erschütternden Augenblicken gar nicht ein. Ein so unsäglich beglückendes Gottvertrauen, eine so jubelnde Zuversicht hatte sich ihrer bemächtigt, daß sie in tiefer Freude ausrief: „Gottes Wille soll geschehen, und Gottes Wille ist gut, einerlei, ob er uns leben oder sterben läßt!“

Das kleine Mädchen weinte leiser. Gotthard wurde völlig beruhigt. Wenn die Mutter das so stark glaubte, dann war es auch sicher so.

Als endlich der Orkan sich gelegt hatte und sie gemeinsam durch die zerstörten Zimmer des Hauses gingen, in den Garten hinaus, war die ganze Gegend ungeheuer verwandelt. Aus den leeren Fensterhöhlen flatterten Fetzen der Vorhänge. Es gab nur wenige Bäume des Gartens und des nahen Waldes, ja der Wälder rings umher, die nicht umgestürzt lagen, abgebrochen oder tief gebeugt standen, und an ihnen allen waren sämtliche Blätter verschwunden. Kahl wie im Tiefwinter reckten sie ihre mächtigen Äste wie verzweifelt dem Himmel entgegen, von dem eine ziegelrote Sonne ein unheimliches Licht auf die furchtbare Verwüstung herabsandte.

Das kleine Mädchen war heimgerannt. Hand in Hand standen Mutter und Sohn da. Zu sprechen vermochte keiner von ihnen, aber in ihrem Herzen dankten und dankten sie Gott, dessen Beistand und dessen Nähe sie so stark hatten erleben dürfen.

Es ist der Natur gemäß, daß man die Freude und die Munterkeit dem Gefolge der Tugend einreihe, deren Früchte sie sind. Die Freude ist die Tochter des Friedens. Die Traurigkeit ist nie eine Tugend gewesen; sie würde den Wert unserer Opfergaben mehr vermindern als erhöhen. Gott liebet den, wie der Apostel sagt, der ihm mit Freude seine Gabe darbringt. Nichts gereicht dem Joche des Herrn so sehr zur Ehre, als die heitere Stirne dessen, der es, wie immer drückend es sein mag, willig trägt.

P. Amb. von Lombez

* * *

DEIN KREUZ

Gottes ewige Weisheit hat von Ewigkeit her das Kreuz ersehen, das er dir als sein kostbares Geschenk aus seinem Herzen gibt. Er hat dies Kreuz, bevor er es dir schickte, mit seinem allwissenden Auge betrachtet, es durchdacht mit seinem göttlichen Verstand, es geprüft mit seiner weisen Gerechtigkeit, mit liebendem Erbarmen es durchwärmt und es gewogen mit seinen beiden Händen, ob es nicht einen Millimeter zu groß und ein Milligramm zu schwer sei. Und er hat es gesegnet in seinem allheiligen Namen, mit seiner Gnade durchsalbt und mit seinem Troste durchduftet — und dann noch einmal auf dich und deinen Mut geblickt, und so kommt es schließlich aus dem Himmel als ein besonderer Gruß Gottes an dich, als ein Almosen der erbarmenden Liebe deines Gottes zu dir.

Franz von Sales



In Liebe und Leid

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Es mußte doch unschwer möglich sein, in den Holzvorräten versteckt, die Fahrt nach Tomsk mitzumachen. Tatsächlich bot sich ihnen die Möglichkeit, in den Lastenzug unbeachtet hineinzuschlüpfen und in dem schmalen Holzraum zwischen zwei mächtigen Baumstämmen so weit sich durchzuzwängen, daß sie vor allen Blicken gedeckt waren. Lebensmittel für mehrere Tage und auch Wasser hatten sie mitgenommen. Es ging alles gut. Nach mehreren Stunden setzte sich der Zug in Bewegung. Er fuhr äußerst langsam, doch hielt er nur an ganz wenigen Stationen. Als es Nacht wurde, vermochten die zwei Flüchtlinge sogar einzuschlafen, da ihre Körperlage nicht einmal sehr unbequem war. Mitten in der Nacht gab es aber einen sehr langen Aufenthalt, und plötzlich entstand draußen ein großer Lärm. Laute Stimmen schrien hin und her. Aus den Fragen und Antworten konnten die zwei Freunde entnehmen, daß die Strecke durch einen gewaltigen Sabotageakt auf zwei Kilometer Länge vollkommen zerstört sei und innerhalb vierzehn Tagen nicht wieder hergestellt werden könne. Morgen früh müsse man nach Irkutsk zurückfahren. Eugen und Albert waren außer sich vor Enttäuschung. Was sollten sie jetzt anfangen? Nach langem Hin- und Herraten entschlossen sie sich, den Zug jetzt in der Nacht, wo es noch unbeobachtet möglich war, zu verlassen und ihre Flucht, zu Fuß wandernd, fortzusetzen. Vielleicht gelang es ihnen, weiter drüben im Land, wo doch wieder ein Zugverkehr in Gang sein mußte, mit der Eisenbahn weiterzukommen. Auf alle Fälle brachte auch die Fußwanderung sie langsam voran, und in der Notlage fanden sie vielleicht in einem abgelegenen Bauernhof, wo sie arbeiten konnten, einen zeitweiligen sicheren Aufenthalt. Sie stiegen vorsichtig aus und schritten rasch, ohne augenfälliges Ziel aufs Geradewohl in die Nacht hinein. Am Morgen beim Sonnenaufgang konnten sie sich orientieren und bestimmt die Richtung nach Westen einschlagen. Das ganze Land war planeben, nur von einzelnem Gebüsch und wenigen niederen Baumgruppen bestanden, weitum kein Dorf, kein Weiler, keine menschliche Niederlassung. Nur einmal kamen sie an einem halbverbrannten, alten zerfallenen Stall vorbei. Sie marschierten den ganzen Tag rastlos weiter, bloß drei-, viermal kurz rastend und mit Nahrung sich stärkend. Während der folgenden Nacht schliefen sie unter den breit überhängenden Ästen dreier Bäume.In der Früh froren sie heftig und konnten nur durch äußerst angestrengtes, rasches Marschieren sich erwärmen. Untertags wurde aber die Sonnenhitze so stark, daß sie am ganzen Leib schwitzten. Zum Glück gab es hin und hin Wasser, um den Durst zu löschen. Sonst immer weitum das gleiche, tier- und menschenleere, trostlose, öde Land. Endlich

stießen sie doch auf Zeichen menschlicher Hände. Die Augen weit aufreißend, halb staunend, halb erschrocken, starrten sie das Ding an. Was ist denn das? Nichts anders als der halbverbrannte, zerfallene, alte Stall, an dem sie gestern vormittag vorübergekommen waren. – Zweifellos, unbestreitbar!

„Wie geht denn so was zu?", fragte Eugen.

„Ganz einfach", entgegnete Albert, „wir sind in einem großen Kreis herumgegangen."

„Ist so etwas möglich?"

„Ja leider, wenn man keine Markierung und kein richtungweisendes Zeichen für den Weg hat."

Albert, der als Schafhirt auf den Hochalpen öfters bei nebligem Wetter eine ähnliche Erfahrung gemacht hatte, allerdings im kleineren Maßstabe, erklärte dem Freunde den ganzen Hergang. Weil der rechte Fuß des Menschen viel stärker ist als der linke, gehen die Bewegungen des Körpers von selbst und unvermerkt immer ein kleinwenig nach rechts. Man glaubt, geradeaus zu schreiten, folgt aber, ohne es zu ahnen, fortwandernd immer dem natürlichen leisen Zuge des rechten Fußes und macht einen Kreis. Dieser schließt sich endlich, und man befindet sich wieder genau an der Stelle, von der man ausgegangen ist.

Eugen, dem die Erklärung nicht recht einleuchten wollte, schüttelte den Kopf. Doch mußte und konnte er dem Freunde glauben. – Was aber nun? Die Wanderung von neuem aufnehmen, nach Westen hin, aber aufmerksam und stärker sich nach links haltend! Doch kamen sie nicht dazu. Sie hörten plötzlich rauhes Bellen von Hunden und Getrappel von Pferden. Und schon stürmten drei großwollige Hunde rasend, zähnefletschend an sie heran; fast zu gleicher Zeit waren sie von zwanzig Reitern umringt, die lange Lanzen trugen. Der Anführer des Trupps schrie auf sie ein:

„Stoi! – Kuda?" (Halt! Wohin denn?)

„Na roboti", (Nach Arbeit suchend) erwiderte Eugen.

„Haaa", lachte der Führer. „Zu arbeiten braucht ihr nicht mehr. – Wir haben endlich die zwei Fluchtvögel und werden sie zurückbringen, wohin sie gehören. – Skarree!" (Marsch!)

Man führte die beiden Eingefangenen zu einem nahen Gebüsch, wo zwei reiterlose Pferde standen.

„Könnt ihr reiten?"

„Ja – – Ja."

„Gut dann. Steigt auf!"

Eugen und Albert bestiegen regelrecht gewandt die Pferde. Sie wurden in die Mitte des Fahndungstrupps genommen, und dann ging es im raschen Trab nach Osten. Spät in der Nacht, bei etwas Mondschein erreichte man das Städtchen Smolensk, von wo aus die zwei Freunde geflohen waren und wo sie jetzt in einem engen Kerker untergebracht wurden. Schlafen konnten sie begreiflicherweise nicht. Sie redeten eine Zeitlang im freundlich wärmsten Gespräch, richteten einander tröstend auf und beteten dann tief andächtig mitsammen. Wußten sie doch, daß es mit ihrem Leben zu Ende gehe. – Am nächsten Vormittag, spät erst, wurden sie hinaus auf den Marktplatz geführt, wo sämtliche Kriegsgefangenen versammelt worden waren. Seitwärts stand eine kleine Kompanie Fußsoldaten mit aufgepflanztem Gewehr. Ein Oberführer der Roten hielt eine Ansprache an die versammelten Kriegsgefangenen, worin er kurz ausführte, hier könnten die Gefangenen sehen, daß jeder Fluchtversuch eine Unmöglichkeit, ein Unsinn sei und schließlich das Leben koste. Sie möchten darum alle gewarnt sein.

Eugen und Albert schauten ernst und gefaßt darein, standen aber nicht gebeugt, sondern aufrecht da wie in Habtachtstellung. Die kriegsgefangenen Kameraden, bei denen die zwei Freunde sehr geachtet waren und geschätzt wurden, erhoben ihre Hände zum Abschiedsgruß. Diesen erwiderten die zwei Todgeweihten, stramm militärisch grüßend, mit einem langen Handgriff an die Kopfbedeckung. Dann wurden sie von der Halbkompanie fortgeführt, während die andern Gefangenen auf dem Platz noch mußten stehenbleiben. Es dauerte eine halbe Stunde, da hörten sie aus der Ferne eine Gewehrsalve und noch eine. Jetzt wußten sie, daß ihre zwei Kameraden erschossen worden seien. Sie waren alle tief erschüttert, am meisten Titus Gabl, vulgo Schnepf, Alberts Heimatgenosse.

In der Folge ließ eine ganz kleine Anzahl Kriegsgefangener sich in die rote Armee einreihen. Die große, fast ausnahmslose Mehrheit, besonders alle Österreicher und Südslawen, widerstanden hartnäckig jeder Werbung. Sie hätten Krieg genug, erklärten sie, und wären nie und nimmer gesinnt, einen neuen, ihnen vollständig fremden Krieg mitzumachen. Sie besäßen das Recht als freie Ausländer, in die Heimat entlassen zu werden. Das half ihnen aber nichts, sie wurden strafweise zu den allerschwersten Arbeiten gezwängt, in Bergwerke, Steinbrüche, Eisengießereien u. dgl. Titus Gabl, der Schnepf, kam dabei nicht in Frage. Er war

kränklich, litt immer noch an den Narben seiner Bauchwunde und wurde nach einiger Zeit mit einem Austauschgefangenentransport heimbefördert.

*

Sibirien ist ein ungeheuer großes Landgebiet, das eine Fläche von beinahe 13 Millionen Quadratkilometer umfaßt. Den Westen bildet eine weite Ebene, von zahllosen Sümpfen und Seen bedeckt, die Mitte ist Hügel-, der Osten niederes Bergland. Nur den westlichen Süden umrahmt das mächtige Altaigebirge, das mit einzelnen Gipfeln bis 4000 Meter in die Höhe ragt. Im übrigen entbehrt das ganze Riesengebirge fast durchaus landschaftliche Reize. Der Norden – über dem Polarkreis – ist sehr kalt. Das auf dem 66. Breitegrad liegende Werchojansk gilt als Kältepol der Erde, das heißt als kälteste Stelle aller Weltteile. Sein mittlerer Jahresdurchschnitt weist eine Temperatur von 17 Grad Kälte auf. Im Jänner zählt man 52 Grad Kälte, der Juli hat einzelne Tage mit 15 Grad Wärme. Die äußersten Grenzen zwischen Kälte des Winters und Wärme des Sommers sollen den unglaublichen Unterschied von 93½ Grad ausmachen. Im südlicher gelegenen mittleren Sibirien herrscht ein mäßiges Binnenklima: warmer Sommer, recht kalter Winter, heiße Tage und kühle Nächte. Die Niederschläge (Regen) sind im ganzen und großen spärlich, Schnee fällt wegen Trokkenheit der Luft wenig. An Pflanzenwuchs ragt der Westen besonders durch Nadelwald hervor (Zierbelkiefer, sibirische Tanne, Lärche), der Osten mehr durch Laubwald (Erle, Pappel, Eberesche, auch Linden und Eichen, wilde Äpfel- und Nußbäume). In der südlichen Zone obliegen drei Viertel der Bevölkerung dem Ackerbau. Da wachsen gut Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, im Südosten auch Obst. Der Westen betreibt stärker die Viehzucht. Hier gab es bis vor kurzem noch viele Muschiks (Bauern), die 20 Pferde, 50 Rinder und 10 bis 20 Schweine, weit mehr als hundert Schafe, Ziegen und eine Anzahl Renntiere besaßen. In den Jahren 1891–1904 wurde die große transsibirische Eisenbahn gebaut, die von Wladiwostok nach Tscheljabinsk mit dem Anschluß an Moskau eine Länge von beiläufig 7000 Kilometern hat. Eine Eisenbahnfahrt von Wladiwostok am Stillen Ozean bis Moskau dauert mindestens acht Tage und Nächte. Im Verhältnis zu dem riesigen Landungeheuer ist die Bevölkerung sehr schwach. Sie beträgt nicht zehn Millionen Einwohner, umfaßt aber ein buntes Völkergemisch, hauptsächlich Russen, dann Polen (politissche Verbannte und deren Nachkommen), Türken, Tataren, Tungusen, Chinesen, Juden, Samojeden, Kirgisen, auch Deutsche und viele andere kleine Nationen. Die Katholiken zählen beiläufig 40,000 Seelen. Einen eigenen Charakter geben dem Land vier gewaltige Ströme, die zu den größten der Erde gehören. Drei von ihnen, Ob, Jenyssei und Lena, fließen von Süden nach Norden und münden in das Eismeer. An Länge, Breite, Tiefe und Umfang des Wassergebietes überragen sie die Donau um mehr als die Hälfte. Von Oktober bis Mitte April sind sie durchaus, an der Mündung das ganze Jahr vereist. Da sie gegen die Mündung hin ein äußerst schwaches Gefälle haben, wird das Wasser unter dem Eis faul, so daß die Fische sterben. Die Länge dieser Ströme schwankt zwischen 4000 und 5000 Kilometer, im unteren Lauf sind sie bis sieben Kilometer breit und bis 20 Meter tief. In der südlichen Zone läuft ein ebenso großer Strom – der Amur – von Westen nach Osten, fließt an der Stadt Chabarowsch vorbei und mündet nördlich davon in den Stillen Ozean. Auch er ist während des ganzen Winters, an der Mündung sogar häufig während des vollen Sommers, zugefroren. Obwohl Chabarowsch schon zum Küstengebiet des Stillen Ozeans gehört und nicht weiter droben als auf dem 50. Breitegrad liegt (gleich wie Prag, Mainz), ist das Klima doch kalt, und die mittlere Jahreswärme beträgt nicht mehr als drei Fünftel Grad. Auf dem Amur herrscht ein ziemlich reger Schiffsverkehr (Dampfschiffe), der aber durch viele Klippen, Untiefen und namentlich durch die zahlreichen schwimmenden, treibenden Eisinseln stark gefährdet wird. Etwas verschieden vom übrigen Sibirien hat das Amurgebiet zwar keine sehr hohen, aber geschlossene, schroffe, dichtbewaldete Bergketten, die ungemein wildreich sind. Da werden nicht nur Zobel, Silberfüchse, Hasen, Marder, sondern auch Wölfe, Panther, Tiger, Steinböcke und Wildschafe gejagt.

Die sibirischen Tiger sind größer und schwerer, aber nicht so gelenkig, wendig, reißend wie die indischen, sondern plump im Aufbau, linkisch in Bewegung, und tragen am ganzen Körper ein helles, ziemlich langes Wollhaar. Gewöhnlich mit einem Rudel Hunden gejagt, brechen die Tiger im Schnee tief ein, ermüden dabei und kommen nur langsam voran. Alsbald hängen schon ein Dutzend zähnefletschender Hunde an ihrem Pelze. Wohl verenden eine Anzahl Hunde unter den Schlägen und Bissen des grimmigen Tieres, aber schließlich er-

liegt dieses den fortgesetzten rasenden Angriffen der Meute und wird durch einen sicheren Schuß des Jägers zur Strecke gebracht.

Zuoberst dieses wilden, von den Menschen beinahe verlassenen Amurgebietes am 53. Breitengrad liegt das Eisenbergwerk Zurokan. In diesem Bergwerk wurden sechs Jahre nach dem russischen Friedensschluß – also 1923 – noch ein halbes Hundert Kriegsgefangener zwangsweise zurückbehalten, die kaum hoffen konnten, ihre Heimat jemals wiederzusehen. Unter ihnen befanden sich zwei Österreicher, deren Gefangenenausweis auf die Namen Zyrill Nemez aus Neutitsch und Gustav Halker aus Wien lauteten. Die Ausweise stammten von zwei schon im Jahre 1916 verstorbenen Gefangenen, waren zurückbehalten und einige Zeit später den jetzigen Inhabern aufgenötigt worden, denen man ihre richtigen Ausweise abgenommen hatte. Zyrill Nemez hieß mit dem richtigen Namen Albert Raindl, und Gustav Halkers richtiger Name war Eugen Pöschl. Die beiden waren auf mißglückter Flucht von Rotgardisten eingefangen und hernach erschossen worden. Es hatte aber die Erschießung nicht in Wirklichkeit, sondern bloß dem Anscheine nach stattgefunden, um die anderen Kriegsgefangenen von Fluchtversuchen abzuschrekken. Wesentlich dazu beigetragen, daß die Todesstrafe nicht vollzogen wurde, hatte die Frau des Direktors der Lederfabrik, in der die zwei Flüchtlinge zur Arbeit eingestellt waren. Die Frau besaß mehrere wunderschöne Schnitzarbeiten des Albert Raindl, unter anderem auch das Bild einer Mutter mit dem Kind am Arm, das dem einjährigen Söhnlein Alex der Direktorsgattin so täuschend ähnlich sah, als wäre es photographiert. Aus Hochschätzung und Mitleid für den Bildschnitzer hatte die Frau ihren Gatten so lange mit Bitten bestürmt, bis er seinen ganzen Einfluß aufbot und auch einiges Geld zusetzte, daß der Gardeführer die Hinrichtung in Übergabe der beiden Häftlinge in ein Bergwerk umwandelte. So kamen Albert und Eugen nach Zurokan, mußten daselbst aber wegen körperlicher Unfähigkeit nicht in den Berg einfahren, sondern wurden mit einem Außendienst beschäftigt, der auch sehr hart war. Das Essen, zwar ausreichend, bestand hauptsächlich aus Fischnahrung, die aber den Vorteil hatte, daß dadurch die herrschende strenge Kälte da droben leichter ertragen wurde. Die Fischnahrung enthält nämlich viel Phosphor, der den Körper innerlich stark erwärmt und für die Kälte unempfindlicher macht. Am schwersten empfanden die zwei Freunde den Verlust ihres Namens und des richtigen Personenausweises und noch mehr die strenge Überwachung, die ein Schreiben oder irgend eine Nachricht in die Heimat zu senden und solche von dort zu erhalten unmöglich machte. Auf Eugens Herz drückte namentlich furchtbar die Hoffnungslosigkeit, seine Lieben daheim jemals noch zu sehen oder wiederzufinden. Albert sagte zu ihm:

„Schau, wir haben doch noch eine Mutter, die uns niemand rauben oder fernhalten kann, unsere liebe, gute Himmelsmutter Maria. Sie wacht über unsere Angehörigen zu Hause und verläßt auch uns niemals. Ich bin fest überzeugt, daß sie uns beiden den Weg in die Heimat eröffnen wird."

Dieser Trost machte auf den Freund immer wieder Eindruck. Doch schien die vorgespiegelte Hoffnung sich nicht zu bewahrheiten. Eugen erkrankte zu Ende des Jahres 1923 an einem hartnäckigen Magenleiden, das ihn sehr herunterbrachte und das Äußerste befürchten ließ. Da setzte Albert alle Mittel in Bewegung, daß der Kranke eine eigene Lagerstätte mit einem warmen Bett und verschiedene andere Bequemlichseiten erhielt. Auch betreute und pflegte er ihn mit einer Sorgfalt und Liebe, wie der beste leibliche Bruder es nicht vermocht hätte. Er wachte nicht nur in der Nacht bei ihm, sondern benützte auch jeden freien Augenblick untertags, um nach dem Freund zu sehen. Dessen Zustand schien sich jedoch eher zu verschlimmern als zu bessern. Eines Tages faßte er Alberts Rechte mit beiden Händen, dankte ihm unter vielen Tränen für all seine Liebe und Güte, erklärte ihm, daß kaum die eigene Frau – Valeria – in seiner Krankheit sich um ihn hätte so lieb und sorgsam annehmen können, wie er, der Freund. Was er für ihn getan habe und tue, werde er ihm, solange er am Leben sei, nicht vergessen und noch weniger, wenn er ausgelitten habe, in der anderen Welt. Auch bat er, Albert möge, wenn er vielleicht doch heimkomme, seine Frau in Salzburg aufsuchen, ihr seine letzten Grüße und Aufträge ausrichten und die Kinder für ihn küssen.

„Nein, nein, wir gehen mitsammen heim", tröstete ihn der Freund, „entweder beide oder keiner."

Die Treue dieser Freundschaft zwischen den beiden Gefangenen erregte die Bewunderung leitender Persönlichkeiten des Werkes so sehr, daß sie dem Kranken jedmögliche Erleichterung und Hilfe angedeihen ließen. Es gelang auch endlich, einen Arzt herbeizubringen, der sich des Leidenden mit

aller Mühe und Sorgfalt annahm. Und schon nach vierzehn Tagen trat eine wesentliche Besserung ein, die andauernd klarer hervortrat. Nur eine große körperliche Schwäche blieb zurück. Dieser half der Arzt durch eine Honigkur ab, so daß der Genesende zu Ostern schon einigermaßen wieder arbeiten konnte.

Da tauchte eines Tages ein älterer, feiner Herr in Zivilkleidung auf, der durch seinen vergeistigten Gesichtsausdruck, durch sein ganzes Äußere und Wesen Vertrauen erweckte. Es war dies der ehemalige Oberst Iwanow aus der zaristischen (kaiserlichen) Zeit, ein tiefreligiöser, menschenfreundlicher, von Hilfsbereitschaft für den Nächsten beseelter Russe. Er besichtigte das ganze Bergwerk, hatte längere Besprechungen mit leitenden Herren und kam auch in Berührung mit den zwei österreichischen Gefangenen Eugen und Albert. Da ihm die beiden günstig auffielen, ließ er sich in ein Gespräch mit ihnen ein und erfuhr ihre Herkunft, zum Teil auch ihre Schicksale.

„O, Sie sind Österreicher, das ist schön", sagte er, „ich war mit einem Österreicher gut bekannt, ja nicht nur bekannt, sondern in enger Freundschaft verbunden. Das war ein hervorragender, ganz edler Mann. Boskarolli hieß er mit Namen."

„So, der Boskarolli! – der Feldkurat! . . . Den kennen wir gut . . . Das ist ein ganz feiner Mensch. Ist er noch in Chabarowsk?" riefen Albert und Eugen aus einem Munde.

„Nein, er ist im Jahre 21 mit einem Heimkehrertransport nach Hause befördert worden. Mich hat er beim Abschied gebeten, ich solle mich zurückbleibender Gefangener, die es besonders nötig hätten, ein wenig annehmen. Da scheine ich jetzt eine Gelegenheit zu haben."

„Wir wären ihnen von Herzen dankbar. Wir bitten Sie inständig um Ihre Hilfe, uns die Heimkehr zu ermöglichen."

Sie schilderten ihm nun ausführlich ihre Familienverhältnisse und die schweren Erlebnisse, die sie durchgemacht hatten. Gerührt von der aufrichtigen Darstellung ihrer traurigen Lage, erklärte der Oberst:

„Es ist eine Ungerechtigkeit, Sie so lange eigenmächtig zurückzubehalten. Dem muß ein Ende werden! Ich will alles, was in meiner Hand liegt, für Sie unternehmen, nicht nur Ihnen sondern auch meinem Freund, dem Feldkurat Boskarolli, zuliebe. Sie dürfen ein wenig auf mich rechnen, ich werde Sie nicht im Stiche lassen."

Mit einem warmen Händedruck schied er von ihnen.

Es stand zu dieser Zeit zwar ganz Sibirien formell immer noch unter russischer Regierung, doch hatten amerikanische und japanische Truppen das Amurgebiet besetzt, angeblich um daselbst gemeinsam die Ordnung aufrecht zu erhalten, tatsächlich aber, um eifersüchtig darüber zu wachen, daß kein Teil vor dem andern den Einfluß gewinne. Die wirkliche Macht lag nicht in russischen, sondern in fremden Händen. Nun setzte der Oberst Iwanow sich mit den Amerikanern, denen das nördlichste Amurgebiet unterstand, in Verbindung und erreichte beim Kommando, daß dieses für die beiden österreichischen Gefangenen eintrat und deren Freilassung erwirkte. Eugen und Albert erhielten ihre Freiheit, empfingen von der Bergwerksverwaltung einen nahmhaften Arbeitslohn ausbezahlt und darüber eine neue, gute Bekleidung. Sie reisten sofort nach Charabowsk, wo sie mit dem Oberst Iwanow zusammentrafen. Diesem dankten sie inbrünstig, nicht aufhörend, für die unerwartete rasche, gründliche Hilfe und übernahmen dessen freundlichste Grüße für den gewesenen Feldkurat Emil Boskarolli. Vierzehn Tage später schon ging auf dem englischen Handelsschiff „Harwich" ein neuer Heimkehrertransport, dem Albert und Eugen zugeteilt waren, von Wladiwostok nach Europa ab. Der Transport umfaßte aus verschiedenen Teilen Sibiriens noch aufgesammelte 137 Österreicher, 100 Deutsche, 15 Kroaten, 10 Italiener. Am Abend des 20. Mai 1924 lichtete das Schiff die Anker und stieß unter den Jubelrufen der Heimkehrer hinaus in das japanische Meer. Während der Nacht konnten die wenigsten Fahrgäste ein Auge voll schlafen, ihr Herz war zu erregt von der Freude, und sie hatten einander so viel zu erzählen. Als der Morgen graute, waren Berge und Land hinter ihnen verschwunden, die Meeresfläche lag still träumend da wie ein Bergsee. Das Schiff fuhr schnell, doch fühlte man kaum seine Bewegung. Weit, weit draußen stand ein schneeweißer, ungeheurer, in Riesenballen sich übereinander türmender Wolkenbau auf dem Wasser, der nach und nach eine schwachrötliche Färbung annahm. Plötzlich fing er an zu brennen, der Brand steigerte sich und schließlich brannte das ganze Wolkenungetüm lichterloh, wie eine in Flammen stehende Stadt. Mit einem Mal blitzte es grell rot auf und langsam, langsam stieg eine glühende, mächtig große, wohl zwei Meter hohe, zwei Meter breite Scheibe aus dem Wasser

empor. Das war die aufgehende Sonne. Sie glühte wie ein riesiger, innerlich durchflammter Rubin, glänzte, funkelte immer stärker, blendete aber nicht, so daß man mit freiem Auge dareinschauen konnte. Aller Augen hingen staunend an dem Meereswunder.

„Das ist eine Pracht!" rief Eugen, der Maler, „so etwas ist unglaublich. Kein Mensch vermag es zu malen."

Solche und ähnliche Meereswunder wiederholten sich aber in einemfort auf der langen, langen Reise. Es ging den schönen Küsten der japanischen Inseln entlang, nach kurzer Rast in Nagasaki durch das Gelbe Meer, an Formosa und Hongkong vorbei, durch die Meerenge der Millionenstadt Singapore und über den Indischen Ozean zur wunderbaren Insel Ceylon, wo es einen fast zweitägigen Aufenthalt gab. Die Schiffsgäste hatten längst schon bemerkt, daß sie in ganz neuen Weltteilen sich befanden. Beinahe zu rasch waren sie aus dem kalten Sibirien in den glühenden Süden des Äquatorlandes gekommen. Wohl bewunderten sie hin und hin die Herrlichkeit der Pflanzenwelt, Blumen von ungeahnter Größe, Farbenpracht und Mannigfalt, die majestätischen Palmen in hunderterlei Gestalten, Sago, Kokos, Mango, Johannisbrotbaum, Feigen, Gummi, die von den Nadelhölzern Sibiriens gänzlich abstachen. Doch empfanden sie die Hitze um so stärker durch den schier jähen Wechsel aus dem Norden zum Süden. Sie schwitzten und schwitzten, trotzdem sie sich ihrer warmen Kleidung zur Hälfte entledigten. Von Kolombo (Ceylon) fuhren sie über das Arabische Meer, das ob seiner Stürme berüchtigt ist, und da erlebten sie ein schreckliches Wetter. Am ersten Vormittag schon lagen zentnerschwere Wolken unmittelbar auf der Meeresfläche. Sie wurden dichter, schwärzer und schwärzer und schließlich so schwarz, daß es finster war wie um Mitternacht. Und nun begann es zu regnen, nicht in Tropfen, nicht in Faden, nicht in Brünnlein, nicht in Bächen, sondern in Güssen, wie aus Eimern, ununterbrochen vom Himmel herabgeschüttet. Nur noch im Unterdeck war es möglich, vor Durchnässung sich zu bewahren. Gegen Mittag rissen die Wolken auseinander, und schon war der Sturm da. Haushoch gingen die Wellen auf und nieder. Jetzt hing das Schiff wie frei auf einem Wellenberg droben, jetzt stürzte es wieder jäh ins Wellental hinab und verschwand für einen Augenblick im Wasser. Bald wurde es nach rechts, bald nach links geworfen, manchmal trieb es, ganz auf der Seite liegend, im Strudel herum, und die Sturmfluten schlugen über Deck und Takelei. Das Rauschen, Brausen, Heulen, Krachen, Schäumen war so fürchterlich, daß man Sehen und Hören verlor. Da lernten alle, selbst jene, die es nie gekonnt, beten zu Gott, dem Herrn. Der Sturm dauerte schwächer und stärker drei Tage lang und kam erst einigermaßen zur Ruhe, als man die Hafenstadt Aden an der Südspitze Arabiens anlief. Von hier ging die Fahrt durch das Rote Meer hinauf, wo die Hitze ihren Gipfelpunkt erreichte. Das Rote Meer gilt als eine der heißesten, wenn nicht als die allerheißeste Gegend der Erde. Die Luft ist hier so überaus feucht, daß kein Schweiß zu trocknen vermag, und dadurch wird die Hitze beinahe unerträglich. Als das Schiff endlich durch den Suezkanal hindurch bei Port Said in das Mittelländische Meer gelangte, wehte von Westen her ein frischer, kühler Luftzug, der die Fahrgäste wie ein Atem der Heimat anmutete und allen wohltat. Man fühlte sich schon wie halb daheim. Die Fahrt übers Mittelländische Meer war die angenehmste von der ganzen vierzigtägigen Reise. In Genua, wo die „Harwich" anlegte, wurden sämtliche Heimkehrer ausgeschifft und die Österreicher und Deutschen auf einem eigenen Transportzug über die Schweiz nach Feldkirch, Innsbruck, Salzburg, Wien weiterbefördert. Die Alpen der Schweiz mit ihren strahlenden Eisfirnen erschienen den Weltreisenden schon wie das unmittelbare Einfahrtstor in die Heimat. Alles war in höchster Stimmung. Nur Eugen Pöschl, der ehemalige Hauptmann, ließ den Kopf hängen und schaute trüb darein. Seinem Freunde Albert war es klar, daß ihn die Sorgen um die Verhältnisse in der Heimat schwer bedrückten, die Zweifel, ob die Lieben daheim noch alle lebten und sich wohlbefanden. Da begann Albert nachzudenken, wie er dem Freund einen Trost verschaffen könnte. In Feldkirch, wo die Deutschen von den Österreichern sich trennten, um über Bregenz nach München zu fahren, dauerte der Aufenthalt länger als eine Stunde. Diese Zeit benützte Albert, um das Postamt zu suchen und heimlich vor dem Freunde folgendes Telegramm aufzugeben:

(Fortsetzung folgt)

* * *

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Goethe

FATIMA STUDENT BURSE

Immer wenn es Erntezeit wird, müssen wir an die reifen Felder denken, von denen der Heiland sprach. Sie sollten geschnitten werden. Es mangelt jedoch an Arbeitern. Erschreckend mangelt es an Arbeitern im Weinberge Gottes. Die Menschen werden geboren, sie leben und sie sterben. Und Millionen verlassen diese Erde, ohne den erlösenden Namen Jesu gehört zu haben. Andere leben im Irrglauben, wieder andere sind Neuheiden geworden, denen Gottes heiliger Wille vollständig gleichgültig ist.

Sollen wir die Hände in den Schoss legen und ruhig zuschauen, wie unserem Gott im Himmel anstatt die Ehre gegeben, alle Ehre genommen wird? Gott ist uns immer noch die allerheiligste und allerwichtigste Angelegenheit des Lebens. Für Ihn sind wir da, für Ihn wollen wir tun was wir können. Ist unser Helfen auch klein und bescheiden: Wir helfen doch, hoffend, dass Gott aus kleinen Dingen grösste Werke werden lassen wird. Darum sammeln wir getrost weiter für eine Freistelle, die einem armen Priesterstudenten bereitet werden soll.

Bisher eingenommen:	$1,844.30
H. Sonntag, Goodsoil, Sask.	10.75
Mrs. Schneider, St. Walburg, Sask.	5.00
Jos. Volk, Wilkie, Sask.	5.00
Mrs. Maria Multazynski, Beebe, P.Q.	3.00
Peter Schaechtel, Primate, Sask.	1.00
Georg Weinrauch Sr, Lampman, Sask.	5.00
Georg Schurman, Denzil, Sask.	3.00
M. Kolenowsky, Leipzig, Sask.	1.00
Mrs. Weinkauf, Primate, Sask.	5.00
H. Suttorp, Winnipeg, Man. R. R.1	1.00
Ein Leser, Peterson, Sask.	15.00
Ein Leser, Broadview, Sask.	5.00
Ein Leser, Kitchener, Ont.	5.00
Mrs. Anna Klentz, Montreal, P.Q.	2.00
Mrs. Mary Britz, Marysburg, Sask.	5.00
	$1,916.05

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Voll Wohlgefallen schaut Gott auf Seine Diener, die Ihm ihr ganzes Leben weihen. Nicht jeder kann sich dem Herrn als Priester schenken. Jeder kann Gott jedoch als

Ordensbruder

in Treue, in Liebe und Demut dienen. Jeder kann Oblatenbruder werden. Besondere Schulbildung ist nicht verlangt. Nur Frömmigkeit, Gesundheit an Leib und Geist, der Wille, Gott als Klosterbruder zu dienen, und Arbeitslust sind gefordert.

Die Oblatenbrüder widmen sich dem Gebet und arbeiten in Werkstatt, Garten, Feld und Stall. Ohne sie könnten die Oblatenpriester nicht leisten, was von ihnen verlangt wird.

Jungmänner, unverheiratet, die sich zum Ordensberuf hingezogen fühlen, mögen uns nur ruhig schreiben. Altersgrenze: 45 Jahre. Kenntnisse der englischen Sprache sind ncht verlangt.

Schreiben Sie bitte an:

St. Charles Scholasticat,
Battleford, Sask.
Box 99
Canada